



Das neu gestaltete Zentrum von Hoffnungsfeld / Nadjeshdowka (Seite 18)

AUS DEM INHALT:

Aus meiner Schulzeit

Seite 13

Wochenendseminar in Bad Sachsa

Seite 3

Neuanfang nach der Flucht

Seite 11

Pfarrer Hinzen im Alexander-Stift

Seite 3

Hoffnungsfeld / Nadjeshdowka

Seite 18

INHALT:

AUS DEM VEREINSLEBEN

Wochenendseminar in Bad Sachsa	3
Pfarrer Hinzen im Alexander-Stift	3
Bessarabientag in Gifhorn	4
Dr. med. Arnold Bogner wird 90	5
Sitzung des Friedenstaler Heimatausschusses	5

AUS GESCHICHTE UND KULTUR

Zentralveranstaltung zum Tag der Heimat	6
Die Gerufenen – Deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa	6
Einladung zum Lichtentaler Treffen	6
Otto Schily erhielt die Ehrenplakette	7
Zurückgeblättert – Aus dem Archiv	7
Einladung Gemeinschaftsnachmittag Möglingen	7
Ein Traum ging in Erfüllung	8
Erzwungene Wege	8
Einladungen	8

AUS DEM KIRCHLICHEN LEBEN

Wir sollen beschenkt werden	9
Religion – Migration – Integration	9
Kurznachrichten	10
Bibellese	11

HEIMAT- UND FAMILIENGESCHICHTEN

Lebensgeschichte der Familie Bich, Teil 3	11
Aus meiner Schulzeit	13
Herbstzeit – Kartoffelzeit	14
Kartoffelernte	15
Wer kennt?	15

SPRACHECKE / MUNDART

Begegnung in der Schweiz	16
Sprachecke	16
Brunchen macht Zottla	17

KONTAKTE ZU BESSARABIEN UND POLEN

Die Zeit nach 1940 in Hoffnungsfeld	18
Reisebericht über die Polenreise	20

SPENDEN

FAMILIENANZEIGEN

GEWINNAUSLOSUNG

IMPRESSUM

21

22

24

24

TERMINE

11.10.09	Treffen im Havelland
17.10.09	Treffen der Friedenstaler
18.10.09	Heimatorttreffen Lichtental
18.10.09	Teplitz-Treffen in Backnang
25.10.09	Treffen in Weßnig
25.10.09	Möglingen, Gemeinschaftsnachmittag
31.10.09	Treffen zum Reformationstag in Todendorf
31.10.09	Kreisverband Heilbronn
6.-8.11.	Bad Sachsa
29.11.09	Advents- u. Rüstfeier in Neu Wulmstorf
05.12.09	Vorweihnachtliche Feier in Bad Bevensen

Einladung

Am **Sonntag, 25.10.09**, 10:00 Uhr, findet unser 3. Treffen mit Mittagessen aus bessarabischer Küche im Landgasthof „Zur Elbaue“, Lindenstraße 20, in 04889 Pflückuff / OT. Weßnig statt.

Hierzu laden wir euch, liebe Landsleute, Freunde und Bekannte aus nah und fern recht herzlich ein! In Gedenken an unseren so plötzlich verstorbenen Freund Roland Sasse beinhaltet das Programm einen Bericht der Erlebnissgeneration (Oskar Schneider), der nachwachsenden Generation (Helmut Stach) sowie einen aktuellen Beitrag über die Reise in die ehemalige Heimat Bessarabien im August 2009 (Liselotte Pottetz). Aus organisatorischen Gründen bitten wir um eine telefonische Anmeldung bei:

*Dr. Rolf Jähnke, Tel. 034722-21255 oder
Robert Sasse, Tel. 0341-9214575*

Einladung an alle Teplitzer!

Der Ortsausschuss der Gemeinde Teplitz lädt alle Teplitzer, ihre Nachkommen, Freunde und Gönner zu einem Kaffeemittag ein. Dabei wird auch ein neuer Ortsausschuss gewählt.

Veranstaltungsort:

Gemeindehaus der Stiftskirche in Backnang

Termin: Sonntag, 18. Oktober, Beginn: 13.30 Uhr

*Im Auftrag des Ortsausschusses
Hermann Schaal, Rosenstraße 29, 71549 Auenwald,
Tel. 07191-52862*

**Die nächste Ausgabe
des Mitteilungsblattes
erscheint am 5. November 2009**

**Redaktionsschluss ist der
16. Oktober 2009**

Herzliche Einladung

Für die Jüngeren und jung Gebliebenen der Bessarabiendeutschen und Angehörige zum

Wochenendseminar in Bad Sachsa

Beginn: Freitag, 6. 11. 09 um 18.00 Uhr, Ende: Sonntag, 8.11.2009 13.00 Uhr

Thema: Wie hat es mit der Ansiedlung in Polen funktioniert?

Als Referenten werden uns in das Thema einstimmen und mit uns diskutieren:

Paul Milata: „Deutsche aus Rumänien in der Waffen-SS“ (Referent angefragt)

Dr. Ute Schmidt: „Planung, Durchführung und Realität der Ansiedlung in Polen“

Pastor Arnulf Baumann: „Die Evangelische Kirche im NS-Mustergau Wartheland“

Wie auch in den vergangenen Jahren wollen wir uns im Gespräch austauschen, gemeinsam singen und eine gute Gemeinschaft erleben. Das Gästehaus der Diakonie in Bad Sachsa bietet durch seine Lage und Ausstattung ideale Bedingungen dafür.

Fühlen Sie sich angesprochen? Dann melden Sie sich bitte schriftlich oder auch telefonisch an.

Anmeldeschluss ist der 30.10.2009

Kostenbeitrag: € 80,00/p.P.

Bessarabiendeutscher Verein e.V. – Geschäftsstelle Nord – Bleekstraße 20, 30559 Hannover
Tel.: 0511/9523930 – Fax: 0511/9524558 – E-Mail: bessarabien-nord.1@arcor.de – Internet: www. Bessarabien.de

Pfarrer Hinzen im Alexander-Stift – Meine Hochachtung für Ihre Arbeit

Großlarch. „Ich möchte viele Gespräche führen, ein offenes Ohr haben“, bekräftigte Pfarrer Rainer Hinzen, neuer Vorstandsvorsitzender der Diakonie Stetten, zu Beginn seines Amtsantritts. Mit dem Ziel, zügig alle Arbeitsfelder vor Ort kennen zu lernen. Nun startete er dieser Tage auch dem Alexander-Stift in Neufürstenhütte, das seit April 2008 zur Diakonie Stetten gehört, einen Besuch ab.

Herzlich war der Empfang, offen und warm, trotz der zuweilen sachlichen Themen, die Gesprächsatmosphäre, positiv der Gesamteindruck. Und eines wurde sofort deutlich. Pfarrer Rainer Hinzen ist von besonnener Natur. Aktives Zuhören sein Metier. Davon zeugte die Gesprächsrunde mit Führungskräften des Alexander-Stifts, in der Geschäftsführer Günther Vossler die Historie und den Werdegang des Alexander-Stifts beleuchtete und auch weitere Entwicklungen in der Altenhilfe andiskutiert wurden. „Meine Hochachtung für Ihre Arbeit. Sie haben ein sehr gutes Konzept, trotz aller Anstrengungen, die es mit sich bringt“, zollte Hinzen Respekt.

Die Historie der Bessarabiendeutschen ist für Pfarrer Rainer Hinzen keine Unbekannte. Freudig ließ der Vorstandsvorsitzende Erinnerungen an seine Pfarrzeit in Bietigheim wach werden. Dort pflegte er

einen guten Kontakt zum Ehepaar Heer, das aus Bessarabien stammte. Er habe oft deren Erzählungen gelauscht und auch ein Buch über die Geschichte der Bessarabiendeutschen geschenkt bekommen.

Ein eindrücklicher Rundgang, bei dem auch Bewohnergespräche nicht zu kurz kamen, rundete den Besuch ab.

Birgit Hardtke



Gruppenfoto: Pfarrer Rainer Hinzen mit Führungskräften im Alexander-Stift, v.l.n.r.: Inge Zwicker (Personal), Wolfgang Hämmerling (Verwaltungsleiter), Jörg Hampl (Buchhaltung), Pfarrer Rainer Hinzen (Vorstandsvorsitzender der Diakonie Stetten), Günther Vossler (Geschäftsführer Alexander-Stift), Werner Frey (Hauswirtschaftsleiter), Birgit Hardtke (Öffentlichkeitsarbeit) und Achim Schullerus (Heimleiter Neufürstenhütte).

Bessarabientag am 29.08.2009 in Gifhorn

Birgit Pioch und Arnulf Baumann

Im Vorfeld des Bessarabien-Tages in Gifhorn gab es einiges zu organisieren. Hierfür setzte sich das Organisationsteam - Pastor Arnulf Baumann, seine Frau Theda, Oskar und Irma Motz, Birgit Pioch - einige Male zusammen, um den Programmablauf zu planen. Von den Räumlichkeiten, über das Essen bis zu den Vorträgen und Filmen, die gezeigt werden sollten, war Vieles zu bedenken. Von der Geschäftsstelle in Stuttgart wurden wir tatkräftig unterstützt durch das Ver-

Nachbarn und Schulfreunden. Großes Interesse fanden die Auswandererlisten, auf denen viele angehende Familienforscher fündig geworden sind. Der Büchertisch, betreut von Hannelore Schäfer und Anna Aippersbach, war ebenfalls gut besucht. Nach Begrüßungsworten von Birgit Pioch hielt Pastor Arnulf Baumann eine Andacht, in der er zur Verantwortung füreinander und zur Stärkung der Gemeinschaft untereinander aufrief. Er ging dann über zu den Neuigkeiten vom Bes-

die Beweggründe der Auswanderung unserer Vorfahren.

Nach einer musikalischen Einlage des Wolfsburger Seniorenkreises, der sich unter Leitung von Oskar und Irma Motz an jedem zweiten Dienstag im Monat trifft, wurden Kaffee und Kuchen serviert. Außerdem konnten kalte Getränke am Getränkestand erworben werden.

Nachmittags kamen Annika Teubner aus Rathenow und Werner Schabert aus Bad Bevensen, um persönlich den Film von Ihrer Reise im Frühjahr 2009 in die Ukraine und nach Moldawien zu vorzuführen. Da die beiden am frühen Morgen des nächsten Tages zu einer erneuten Reise nach Bessarabien aufbrechen wollten, freuten wir uns umso mehr, dass sie noch Zeit gefunden hatten, nach Gifhorn zu kommen. Der Film mit seinen ungewöhnlichen Ansichten des heutigen Bessarabien wurde vom Publikum mit großem Interesse angenommen. Dank der guten Akustik im Saal konnte auch jeder die eindrucksvolle moderne russische Musik, die mit zum Film gehörte, verstehen.



senden von persönlichen Einladungen. Die letzte Vorbereitungsphase war drei Tage vorher, am Tag darauf wurde der Saal in den bessarabischen Farben blau und gelb dekoriert und am Samstagvormittag wurden zwei Stunden vor Veranstaltungsbeginn die Restarbeiten erledigt. Bundesgeschäftsführer Werner Schäfer und seine Frau Hannelore brachten die Auswandererlisten sowie ein Angebot an diversen Büchern und Filmen mit. Diese Bücherauswahl wurde noch ergänzt durch David Aippersbach, der Buchmaterial aus der Geschäftsstelle in Hannover mitbrachte.

Kurz nach 10 Uhr trafen die ersten Besucher im Birger-Forell-Haus ein. Schnell füllte sich der Saal, und bald war ein Großteil der Plätze belegt. Zwischen 160 und 170 Personen waren der Einladung gefolgt, darunter eine Reihe jüngerer Teilnehmer.

Am Eingang erhielt jeder Gast ein gelbes Bändchen, als Nachweis für das „All inclusive“-Paket des Tages, sowie einen Rückmelde-Zettel mit der Bitte, diesen beim Nachhausegehen abzugeben. Am nächsten Tisch konnte man sich dann ein selbstklebendes Schild mit dem Namen des jeweiligen Heimatdorfes aussuchen – zum besseren Erkennen von ehemaligen

sarabiendeutschen Verein, wobei er vor allem die aktuellen Projekte wie Aufarbeitung der NS-Zeit und der Euthanasie-Aktion ansprach und zu den nächsten Treffen im weiteren Umkreis einlud. Es wurde deutlich, dass der Bessarabiendeutsche Verein ein sehr lebendiger Verein ist, der sich aber über weitere Unterstützung und neue Ideen jederzeit freut. Neue Mitglieder sind herzlich willkommen. Zwischendurch wurden Lieder gesungen, begleitet auf dem Akkordeon von Oskar Motz und Herrn Scholz.

Um 12.30 Uhr wurde das Mittagessen – eine kräftige Gulaschsuppe mit Kartoffel- und Gemüseeinlage sowie Baguette – serviert. Besonderer Dank sei Irma Motz, ihrer Freundin Renate, aber auch Birgit Pioch und ihrer ganzen Familie gesagt, die den Laden voll im Griff hatten.

Durch die eingebauten Pausen blieb allen Gästen viel Zeit zum persönlichen Austausch.

Auch nachmittags traf noch der eine oder andere Gast ein. Gegen 14.00 Uhr hielt Herr Schäfer seine mit spürbarer Beteiligung verfolgte Power-Point-Präsentation über Leben und Essen in Bessarabien, nach einem allgemeinen Überblick über die geografische Lage Bessarabiens und



Um 17.00 Uhr schloss Pastor Arnulf Baumann mit einem irischen Reisesegen die Veranstaltung. Sehr emotional war das Abschiedslied „Kein schöner Land“, bei dem sich alle Besucher an die Hände nahmen und gemeinsam sangen. Ein bewegter und bewegender Tag ging zu Ende. Nach vielen Jahren war es gelungen, wieder ein Bessarabiertreffen im Raum Gifhorn-Wolfsburg zu veranstalten. Die gute Organisation, für die vor allem Birgit Pioch verantwortlich zeichnete, wurde allgemein gelobt. Die Rückmeldungen auf den ausgegebenenzetteln waren fast durchweg positiv. Eine Wiederholung ist angesagt.

Dr. med. Arnold Bogner, ein verdienter Arziser, wird 90



Als Arnold Bogner am 26. September 1919 in Arzis, im damaligen Bessarabien geboren wurde, hat wohl niemand daran gedacht, dass er seinen 90. Geburtstag in Stuttgart – Heumaden begehen würde. Dazwischen liegt nicht nur ein langes und erfülltes Leben, sondern auch viel Schönes und weniger Erfreuliches. In seinem Elternhaus erlebte er die Geschäftigkeit einer Landmaschinenfabrik und das Geschehen auf dem Arziser Markt, der das Haus unmittelbar umgab. Durch die vielen Kunden und auf dem Markt lernte er schon sehr früh, neben Deutsch, auch Rumänisch, Russisch und Jiddisch. Nach der Volksschule besuchte er das Gymnasium in Tarutino, wo er auch das Bakkalaureat ablegte. Doch ein Studium in Deutschland, wo schon sein Bruder war, scheiterte an der Verweigerung der Ausreise durch die rumänischen Behörden. Die Umsiedlung ermöglichte ihm aber, ganz anders als gedacht, diese Möglichkeit. Um aber Medizin studieren zu können, blieb ihm damals kein anderer Weg, als die Laufbahn eines aktiven Sanitätsoffiziers einzuschlagen. Nach der Grundausbildung und Offiziersschule hatte er dann als Fahnenjunker die Möglichkeit, das Medizinstudium zunächst in

Würzburg und in Prag zu beginnen. Wegen der kritischen Kriegssituation wurden alle Studenten zu kämpfenden Truppen abkommandiert. Erst im Westen, dann in Ungarn leistete er seinen Dienst auf den Hauptverbandsplätzen direkt hinter der Front in einem motorisierten Luftwaffenlazarett. In Österreich erlebte er den Zusammenbruch. Als im amerikanischen Gefangenlager bei Linz das Gerücht durchsickerte, dass alle Gefangenen an die Russen ausgeliefert werden sollten, floh er mit einem Kameraden. Auf der Flucht wären ihm seine Russischkenntnisse beinahe zum Verhängnis geworden, denn man verdächtigte ihn, Angehöriger der Wlassow-Armee gewesen zu sein, was seinen sicheren Tod bedeutet hätte. Es gelang aber den beiden, sich bis Würzburg, in die Heimat seines Mitflüchtlings durchzuschlagen. Hier geriet er wieder in amerikanische Gefangenschaft und ins Gefängnis, wurde aber dann entlassen. An ein Studium war nicht zu denken, denn alles war zerstört. So entschloss er sich, bei einem Bauern als Landarbeiter zu arbeiten. Während dieser Zeit hat er bereits Kontakt nach Stuttgart aufgenommen und 1947 sein Medizinstudium fortsetzen können. Es waren harte Zeiten - kein Geld, kein Zimmer, immer hungrig. Aber er hat es geschafft, nach dem Studium eine Stelle als Assistent im Katharinenhospital und in der Kinderklinik in Stuttgart zu bekommen. Nach der Fachausbildung zum Hals-, Nasen- und Ohrenarzt

war er sechs Jahre Oberarzt im Katharinenhospital in Stuttgart. Seine Erfolge in der Behandlung brachten ihm den Ruf als Chefarzt nach Fulda ein. Aber als echter Schwabe fühlte er sich da nicht besonders wohl und kehrte nach Stuttgart zurück, um sich hier eine eigene Arztpraxis aufzubauen. Nach erheblichen Schwierigkeiten mit der Zulassung, der Beschaffung einer Praxis und Wohnung wurde er schließlich ein bekannter und angesehener Facharzt in Stuttgart.

Er hat 1954 geheiratet, seine Frau Ingeborg stammte aus dem Sudetenland. Ein Sohn, heute auch Arzt in München, und eine Tochter, die als Lehrerin in Stuttgart geblieben ist, waren sehr lange der Mittelpunkt der Familie. Als seine Frau 2006 starb, war es für ihn und die Familie ein schwerer Verlust.

Trotz der schwierigen Zeiten und der vielen Arbeit suchte Dr. Arnold Bogner schon kurz nach seiner Rückkehr nach Stuttgart auch den Kontakt zu seinen Landsleuten. Seit mehreren Jahrzehnten ist er Mitglied im Arbeitskreis der Heimatgemeinde Arzis und war jahrelang auch als Delegierter der Landsmannschaft engagiert. Seinem Rat und seiner Mitarbeit über Jahrzehnte verdanken der Arbeitskreis und die Landsmannschaft wertvolle Anregungen und Beiträge.

Arnold Bogner hat sich um die Heimatgemeinde Arzis und die Landsmannschaft verdient gemacht.

Siegmond Ziebart

Treffen der Friedenstaler

Am 1. August. hielt der Friedenstaler Heimatausschuss unter der Leitung von Dr. h. c. Edwin Kelm eine Sitzung in Ludwigsburg-Pflugfelden ab. Nach der Andacht von Martin Dermann, die bei uns immer am Anfang steht, ging es sofort zum Hauptzweck dieser Sitzung über, und zwar zur Programmgestaltung der Jubiläumsfeier „175-Jahresfeier von Friedenstal“.

Die Feier findet am 17. Oktober 2009 in Ludwigsburg-Pflugfelden im TV-Heim statt.

Programmfolge:

- 9:00 Uhr Saalöffnung
- 10:00 Uhr Kurze Begrüßung mit anschließendem Gottesdienst, gestaltet von Prof. Dr. Erwin Buck und Martin Dermann (Professor Buck ist der Sohn unseres ehemaligen Lehrers Otto Buck; er lebt heute in Kanada.)
- Totenehrung
- Grußworte von Ehrengästen
- Festvortrag
- 12:30 Uhr Mittagessen, Zeit zu Begegnungsgesprächen
- 15:00 Uhr Berichte der Gäste, Büchertisch und Bildervortrag vom heutigen Friedenstal
- 17:00 Uhr Ausklang

Der Friedenstaler Heimatausschuss lädt alle Friedenstaler Landsleute und Gäste, die sich mit unserem Heimatdorf verbunden fühlen, herzlich ein. Besonders erfreut wären wir, wenn viele junge Leute von der nachwachsenden Generation teilnehmen würden. Wäre es doch ein Zeichen dafür, dass unsere Arbeit Früchte trägt.

Edmund Ross

Zentralveranstaltung zum „Tag der Heimat“ 2009 in Berlin

Auszug aus der Rede der Bundeskanzlerin, Dr. Angela Merkel

Das Jubiläumsjahr 2009, in dem wir auf 60 Jahre Bundesrepublik Deutschland zurückblicken, hält uns natürlich in besonderem Maße dazu an, uns mit der jüngeren deutschen Geschichte zu befassen. Am Tag der Heimat gedenken wir alljährlich der furchtbaren Geschehnisse, die etwa 15 Millionen Menschen am Ende des Zweiten Weltkriegs erleiden mussten. Ihr Schicksal darf uns niemals gleichgültig sein. Viele von ihnen erlitten einen grausamen Tod, viele waren Gewalt, Vergewaltigung und Willkür ausgeliefert. Der Neuanfang im zerstörten, von Hunger und Armut gequälten Nachkriegsdeutschland gestaltete sich für die Flüchtlinge und Vertriebenen besonders schwierig. Wir begreifen oft erst heute, welche Narben dies alles, über die physischen Verletzungen hinweg, in ihren Seelen hinterlassen hat.

So unauslöschlich die damaligen Ereignisse und das damit verbundene unsäg-

liche Leid sind, so unendlich wichtig ist es, den Opfern ein ehrendes Andenken zu bewahren – selbstverständlich ohne jemals die Ursache für dieses dunkle Kapitel deutscher Geschichte zu vergessen oder zu verkennen: den menschenverachtenden Terror der nationalsozialistischen Diktatur und den Zivilisationsbruch durch den Holocaust. Geschichte und Kultur der Vertriebenen sind Teil gesamtdeutscher Geschichte und unserer nationalen Identität. Ihre Schicksale sind für uns eine fortdauernde Mahnung, im Umgang mit allen Seiten unserer gemeinsamen Geschichte den Maßstab der Wahrhaftigkeit anzulegen.

Deshalb bin ich sehr froh darüber, dass die Stiftung „Flucht, Vertreibung, Versöhnung“ nun ihre Arbeit aufnehmen kann. Der Weg dahin war nicht einfach, aber es ist uns gemeinsam gelungen, das Projekt auf den Weg zu bringen. Hierbei



gilt insbesondere Ihrer Präsidentin, Erika Steinbach, mein herzlichster Dank. Ich bin mir sicher: Die Stiftung wird einen wesentlichen Beitrag zur Bewahrung der historischen Wahrheit, zur Erinnerung und Versöhnung leisten.

Ihnen allen, den Mitgliedern und Organisationen der Vertriebenen, bin ich für Ihr unermüdliches, meist ehrenamtliches Engagement sehr dankbar. So freue ich mich auf die Begegnung mit Ihnen auch beim diesjährigen Tag der Heimat.

Die Gerufenen – Deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa

Aus dem Grußwort des Staatsministers Bernd Neumann, MdB, Beauftragter der Bundesregierung für Kultur und Medien zur Eröffnung der Ausstellung in Berlin.



„Über die Jahrhunderte erstrecken sich die Siedlungsgebiete deutscher Zuwanderer und damit auch deren Kultur weit nach Norden, Osten und Südosten bis in die Grenzgebiete des europäischen Kontinents. Deutsche Siedler haben im Baltikum und im Donauraum, bis Litauen und Ungarn, in Böhmen und Mähren sowie bis zur Wolga gelebt, gearbeitet und mit ihrer Kultur diese Gegenden nachhaltig geprägt. All dies ist in der Katastrophe der Weltkriege in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts weitgehend untergegangen. Die Ausstellung „Die Gerufenen – Deutsches Leben in Mittel- und Osteuropa“ der Stiftung Zentrum gegen Vertreibungen will an diese Geschichte von rund 800 Jahren erfolgreichen Zusammenlebens erinnern.“

... Das Gegeneinander von Völkern und Staaten hat immer wieder zu Katastrophen und in menschliche Abgründe geführt. „Die Gerufenen“ legen dagegen Zeugnis davon ab, zu welchen Leistungen in Gewerbe, Kunst und Kultur Menschen in der Lage sind, wenn sie gemeinsam für eine bessere Zukunft leben und arbeiten. Ich freue mich, dass Deutsche über lange Zeit vom Baltikum bis nach Südosteuropa an einem solchen erfreulichen und zukunftsweisenden Prozess großen Anteil hatten.“

Herzliche Einladung

zur 175-Jahrfeier
und Lichtentaler Treffen 2009
am Sonntag, 18. Oktober 2009,

Beginn 10:00 Uhr,
Gemeindehalle in 71737
Kirchberg/Murr.

Sie sind alle herzlich eingeladen und willkommen. Wir wollen ausführlich über die Geschichte Lichtentals und seiner Bewohner berichten (auswandern, besiedeln, urbar machen und leben in der Steppe). Im Mittelpunkt sollen die persönliche Begegnung und die Jubiläumsfeier stehen. Wollen Sie alte Schulfreunde, Nachbarn und Bekannte aus der alten Heimat treffen? Dann kommen Sie und bringen Sie bitte Ihre Nachkommen und Gäste mit. Wir sorgen für sie. Es besteht die Möglichkeit zum gemeinsamen preisgünstigen Mittagessen.

Wir freuen uns auf unsere Begegnung.

Mit vielen herzlichen Grüßen
Kuno Lust, Lichtentaler Ausschuss,
Tel 0711-440077-0

Otto Schily erhielt die Ehrenplakette des Bundes der Vertriebenen

Auf der Festveranstaltung zum Tag der Heimat am 22. August 2009 in Berlin erhielt der frühere Bundesinnenminister Otto Schily als hohe Auszeichnung die Ehrenplakette des Bundes der Vertriebenen. Die Präsidentin, Erika Steinbach (MB) würdigte damit, dass der damalige Bundesinnenminister Otto Schily sich während seiner Amtszeit stets als ein sachlicher und fairer Partner der Vertriebenen gezeigt hat. Er hatte stets ein offenes Ohr für die Anliegen des Verbandes und das Schicksal der Menschen.

Besondere Verdienste hat er sich dadurch erworben, dass er in einer mutigen Rede zum 50. Jahrestag des Bestehens der Bundesrepublik Deutschland im Berliner Dom die Mauer des Schweigens zwischen der politischen Linken und den deutschen Vertriebenen durchbrochen hat.

Otto Schily bekannte damals offen: „Der geschichtlichen Wahrheit müssen wir uns stellen, wir dürfen den Blick nicht um der einen oder der anderen politischen Bequemlichkeit willen oder aus dem einen oder anderen politischen Interesse nicht von der Wahrheit abwenden oder ihr auszuweichen versuchen, weil das nicht in unser vorgefasstes Wahrnehmungsmuster passt.

Die politische Linke hat in der Vergangenheit, das lässt sich leider nicht bestreiten, zeitweise über die Vertreibungsverbrechen, über das millionenfache Leid, das den Vertriebenen zugefügt wurde, hinweggesehen, sei es aus Desinteresse, sei es aus Ängstlichkeit vor dem Vorwurf, als Revanchist gescholten zu werden, oder sei es in dem Irrglauben, durch Verschweigen und Verdrängen eher den Weg zu einem

Ausgleich mit unseren Nachbarn im Osten zu erreichen.“

In der Diskussion um das Zentrum gegen Vertreibungen hat er sich wie weitere hochrangige Mitglieder des Bundestages für die Einrichtung einer Gedenkstätte unter Beteiligung der Betroffenen ausgesprochen und mit dazu beigetragen, dass dieses schwierige Kapitel der deutschen Geschichte sachlich aufgearbeitet und nicht länger verschwiegen wird.

Otto Schily sei ein Mann, der gegenüber den Vertriebenen immer mit offenem Visier aufgetreten sei. Sein ausgeprägtes Gefühl für Recht und Gerechtigkeit habe, so Erika Steinbach, viel zur Entspannung zwischen politischen Gegensätzen und Meinungen beigetragen.

Zurückgeblättert – Aus dem Archiv des Mitteilungsblattes

Juli 1948, Folge 13/14

Pastor Kern in den Landeskirchentag gewählt

Wie wir erfahren, wurden auf Vorschlag des Hauptbüros des Hilfswerkes der Evangelischen Landeskirche Württemberg, Pastor A. Kern und Präsident Hamm in den Landeskirchentag der Evang. Landeskirche Württembergs gewählt. Die neugewählten Mitglieder haben in der kirchlichen Organisation die Hilfskomitees zu vertreten, und zwar Pastor A. Kern die Hilfskomitees der Umsiedlerkirchen und Präsident Hamm die Hilfskomitees der Ausgewiesenen. Der Landeskirchentag hat in Württemberg bei einem weiteren Wirkungskreis etwa die Befugnisse und Aufgabe, die die Synode in Bessarabien hatte. Wir beglückwünschen Pastor A. Kern zu dieser Wahl, die ihn in die Lage versetzt, auch auf diesem wichtigen Gebiet seine Kräfte für das Wohlergehen unserer Landsleute einzusetzen.

Hilfskomitee, Landesstelle Württemberg

Weniger klagen, sondern handeln und zur Selbsthilfe greifen!

Es wird heute viel geklagt und mit Recht. Ist doch unser heutiges Dasein ohne Lichtblicke und voller verworrener Zukunftsprobleme. Allein alles Wehklagen und Jammern verbessert unsere Lage nicht. „Wir machen“, wie der Lieder-

dichter treffend sagt, „unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit.“ Die meisten erhoffen Hilfe von auswärts, verlassen sich auf glückhafte Zufälle, hoffen auf eine erlösungbringende Auswanderung und glauben, dass unsere Hilfsorganisationen eine Wendung zum Besseren erreichen werden, und andere wieder lassen sich willenlos von den Ereignissen tragen und vegetieren von heute auf morgen. Alle diese Einstellungen können unser Los nicht ändern. Unser Schicksal können und müssen wir ganz allein in die Hand nehmen und meistern. Wenn uns dabei unser Hilfskomitee unterstützt (und darauf können wir uns verlassen), umso besser.

Als Beweis zu dem Dargelegten möchte ich folgenden Tatsachenbericht sprechen lassen: Der bessarabiendeutsche Handwerker Alexander Hiller kam Anfang 1945 als Flüchtling nach Cuxhaven und hatte, wie so viele unserer Landsleute, durch die Flucht alles verloren. Mit 250 RM¹ begann er in seinem Fach selbständig zu arbeiten. In der Hauptsache besorgte er elektrotechnische Reparaturen an Kraftfahrzeugen. Unverzagt und unbeirrt arbeitete er allein Tag für Tag, und wenn es sein musste und eine Reparatur dringend war, so schuftete er bis in die Nacht hinein. Bei solcher Zähigkeit und Ausdauer konnte der Erfolg nicht ausbleiben. Heute, nach drei Jahren rastloser und unermüdlicher Arbeit, besitzt Hiller eine eigene Werkstatt und beschäftigt sechs Facharbeiter. Der Betrieb ist in der Umgebung bestens

bekannt und hat einen guten Ruf und wird von weit und breit aufgesucht. Der Inventarbestand kommt an die Grenze von 20.000 RM. Alles in allem zeigt der Fall Hiller, was durch Initiative, Tatkraft, Umsicht und Beharrlichkeit auch heute noch erreicht werden kann. Darum weniger klagen, sondern handeln! Der Erfolg wird nicht ausbleiben. Das haben andere bessarabiendeutsche Landsleute vielfach bewiesen.

A.B.²

(Anmerkungen: RM¹ - Reichsmark, damals vor der Währungsreform! A.B.² - Artur Baumann)

Herzliche Einladung

Zum Gemeinschaftsnachmittag am Sonntag, 25. Oktober 2009

Evangelisches Gemeindezentrum
71696 Möglingen, Strombergstrasse 7

Beginn: 14:00 Uhr

Vortrag von *Pfarrer Heinrich Kuttler, Alexander-Stift – Neufürstenbütte*, über die Jahreslosung 2009:

Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich.

Lukas 18, 27

Wir freuen uns auf Ihren Besuch

*Landeskirchliche Gemeinschaft (Bessarabische Gemeinschaft)
Lerchenweg 10, 71696 Möglingen
Telefon: 07141-48070*

Ein Traum ging in Erfüllung

Unser Bundespräsident Horst Köhler weilte am 5. September 2009 in Neuwied. Er war Gastredner beim Ruanda-Tag in Rheinland-Pfalz.

Zu diesem Anlass hat unser Fahnenträger, Gabriel Leinz aus Asbach/Wald, versucht, einen Fototermin mit dem Bundespräsidenten zu bekommen.

Unser Bundesvorsitzender, Ingo Rüdiger Isert hat sich beim Bundespräsidialamt dafür eingesetzt und es tatsächlich möglich



gemacht. Für seine Bemühungen danken wir Herrn Isert recht herzlich.

Die Überraschung war perfekt, denn Gabriel Leinz hätte es nicht wirklich für möglich gehalten, dass der Bundespräsident unseres Landes einen Fahnenträger empfängt.

Aber nun musste er all seinen Mut zusammennehmen und das Treffen seinerseits auch möglich machen. Erste Erkundigungen bei der Organisation des Festaktes brachten keine endgültige Zusage, da die Sicherheitsbestimmungen doch sehr hoch gesteckt sind. Gabriel ließ sich aber nicht entmutigen und suchte einen anderen Weg über den Landrat des Kreises Neuwied bzw. seinen Stellvertreter. Hierbei kam ihm zugute, dass Gabriel eine vielfach bekannte Person ist, und so klappte es dann doch noch. Die Akkreditierung wurde besorgt und er konnte, sogar von einer Hostess begleitet, an der Veranstaltung teilnehmen, zu der nur geladene Gäste zugelassen waren. Man kann sich vorstellen,

dass seine Nerven sehr angespannt waren. Als nach dem offiziellen Festakt der Bundespräsident auf ihn zukam und ihn auch noch mit seinem Namen ansprach, („Guten Tag, Herr Leinz“), da war er sehr überrascht. Später sagte er: „Stellt euch vor, der Bundespräsident wusste sogar meinen Namen“! Nun wurden ein paar Fotos zur Erinnerung an dieses denkwürdige Ereignis gemacht und Gabriel verabschiedete sich von Bundespräsident Köhler und allen Anwesenden mit den Worten: „Gott segne unseren Bundespräsidenten und alle hier Anwesenden“.

Es war ein Glück, dass seine Tochter Irmgard ihn zu diesem Ereignis hingefahren hatte, er hätte vor lauter Aufregung nicht selbst nach Hause fahren können.

Dieses Erlebnis hat ihn, der die Fahne der Bessarabiendeutschen so verehrt, sehr glücklich gemacht und er wird von dieser Begegnung sicher noch sehr lange erzählen.

*Landesgeschäftsstelle Rheinland-Pfalz
Ernst Schäfer*



ZENTRUM
GEGEN
VERTREIBUNGEN

Die Wanderausstellung Erzwungene Wege Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts

ist noch bis zum **18. Oktober**
in **Recklinghausen**, im Vestischen
Museum, Haus der Geschichte,
Hohenzollernstraße 12.

Öffnungszeiten: freitags bis sonntags
11.00 – 18.00 Uhr, Eintritt: 1,50 €

Der gute Besuch unserer Veranstaltung vor zwei Jahren hat uns ermutigt, diesmal ein Herbsttreffen durchzuführen, und zwar am

Samstag, 31. Oktober 2009 in der Eberfirsthalle, Eberstadt, 10:00 Uhr

Eingeladen sind nicht nur die Mitglieder und Freunde aus dem Kreis Heilbronn, sondern auch aus den Nachbarkreisen und ganz besonders auch die neu hinzugekommenen Dobrudschadeutschen.

Da wir wieder mit einem vollen Haus rechnen, bitten wir Sie, sich telefonisch bei mir anzumelden.

Wir freuen uns auf Ihren Besuch!

Im Namen des Kreisvorstandes

Hugo Adolf

Hoffnung schaut ins Weite, Liebe schaut in die Tiefe,
Glaube lässt alles in neuem Licht erscheinen.

Magdalene Quellmann, geb. Sackmann

* 10. August 1924 in Kurudschika

feierte am 10. August 2009 im Kreise ihrer Familie in Witten, Pferdebachstr. 43a,
Tel. 02302/2825264, ihren

85. Geburtstag

Die besten Wünsche begleiten sie in ihr neues Lebensjahr.

Oskar Quellmann, Fam. Reinhard Quellmann, Manfred Quellmann

Herzliche Einladung nach Todendorf

Es ist schon zu einer schönen Tradition geworden, dass wir uns **aus Anlass des Reformationstages am 31. Oktober** zu einem geselligen Beisammensein treffen. So lädt unser Arbeitskreis Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg in diesem Jahr nach **Todendorf bei Teterow in den Gasthof „Zur Erbmühle“** ein. Wir treffen uns um 10.30 Uhr.

Unsere Veranstaltung steht unter dem Thema:

„**Die Geschichte unserer Vorfahren und die Wurzeln unserer Abstammung - woher kommen wir?**“, Referent **Klaus Nitschke**

Nach einem gemeinsamen Mittagessen ist viel Zeit für Diskussionen zum Thema und für Gespräche vorgesehen.

Unsere Veranstaltung beenden wir mit einem gemeinsamen Kaffeetrinken.

Der Unkostenbeitrag für Mittagessen und Kaffeetrinken beträgt 7,00 € pro Person. Wegen der begrenzten Anzahl an Plätzen ist eine Anmeldung erforderlich.

Die Anmeldungen bitte an eine der folgenden Adressen:

Ingrid Versümer, In den Hören 6, 18236 Kröpelin, Tel. 038292-78027;

Elvira Schmidt, Teichstr. 5, 18258 Hof Tatschow, Tel. 03844-811383.

Erwin Reinhardt, Malzstraße 30, 17034 Neubrandenburg, Tel. 0395-4221700

Alle Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen.

Ihre Ingrid Versümer

Wir sollen beschenkt werden!

In den letzten Wochen drangen viele Versprechen an unser Ohr. Würden wir alle ernst nehmen, wären wir Betrogene wie zuvor. Wollten wir die Motive ergründen: Egoismus ist dabei reichlich zu finden.

Ein ganz anderes Versprechen enthält unser Monatsspruch. Es ist eine Zusage des lebendigen, unwandelbaren und fürsorgenden Gottes, der die Zentralstelle unseres Lebens im Visier hat - unser Herz als tiefster Sitz unserer Gesinnung und Gefühle. Angst, Schrecken, Reue, Freude und anderes können unseren Herzschlag beeinflussen und sogar zum Stillstand bringen. Gott und sein schöpferisches Wort bedenkt die Zentrale unseres Lebens und flickt nicht herum wie wir Menschen mit Ideologie und Religionswechsel. Gott spricht: Ich schenke dir ein anderes Herz und einen neuen Geist! („Und was er zu sagt, das hält er gewiss“ Psalm 33, 4).

Bei der überwiegenden Zahl der Gerichtsankündigungen im ersten Drittel des Hesekeilbuches leuchten plötzlich helle Sonnenstrahlen der Güte Gottes hervor. Wir sind ihm nicht gleichgültig; er fragt nach uns. Keine moralischen Appelle stehen am Anfang, keine sittlichen Forderungen sind vernehmbar. Gott will allein der Handelnde und Schenkende sein, und das an der entscheidenden Stelle unseres Seins. Er will uns ein anderes Herz - eine andere Schaltzentrale - schenken und einen neuen Geist - einen neuen Lebensprogrammierer.

Haben wir selbstbewussten Menschen von heute, die immer mehr auf ihrer Selbstverwirklichung bedacht sind, so et-

was überhaupt nötig?. Viele Ideologien vertreten doch die Meinung, der Mensch sei von Natur aus gut. Die Vorkommnisse unter der Weltbevölkerung lehren uns allerdings etwas anderes.

Das allein untrügliche Wort Gottes kommt zu folgender Beurteilung unseres Herzens und Lebens: „Des Menschen Herz ist böse von Geburt auf; aus dem Herzen kommen arge Gedanken, es ist ein trotzig und verzagt Ding.“ Darum betet auch der Psalmist: „Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz und gib mir einen neuen beständigen Geist.“ Aber auch diese aufrichtigen menschlichen Aussagen könnten unsere eigenen sein: „Ich kann nicht über meinen Schatten springen“ oder, wie es ein Mann nach einem Ehegewitter zu seiner Frau sagte: „Mach mich doch anders!“ Bei realistischer Einschätzung unseres Lebens trifft diese Beurteilung den Nagel auf den Kopf.

Nun wollen wir aber nicht übersehen, dass es im Wortlaut unseres Monatsspruches um einen einseitigen Geschenkvorgang geht. Das hat normalerweise zur Folge, dass nur bei Gott, dem Schenkenden, Kosten anfallen; nur er zahlt einen Preis. Dieser Preis ist mit keiner der mathematischen Summen ausweisbar, die in den Tagen der Finanzkrise aufklingen.

Um eine gewissermaßen geistliche Herztransplantation zu ermöglichen für unser zeitliches und ewiges Leben, musste Gott seinen geliebten Sohn für uns dahingeben, bis in den Kreuzestod. Denn Jesu Christi Sterben für uns als Bezahlung unserer Schuld, seine Auferstehung und Himmel-

fahrt war die Voraussetzung für das Kommen des Heiligen Geistes zu Pfingsten. Dieser schöpferische neue Geist, die Explosivkraft des Wortes Gottes, hat schon Millionen Menschen erfahren lassen, wie das steinerne Herz unter den Sonnenstrahlen der Liebe Gottes verwandelt und eine anders, ein anteilnehmendes Herz wurde. Die neutestamentliche Gemeinde Jesu in ihrem vielfältigen Dienst in dieser Welt im Kleinen wie im Großen ist uns ein Beleg dafür.

Auch wir dürfen uns dem schöpferischen Reden Gottes und seiner offenbarten Liebe aussetzen und mit dem Liederdichter in die Bitte einstimmen: „Dass dein Wort in meinem Herzen starke Wurzeln schlägt / und dein Geist in meinem Leben gute Früchte trägt, / deine Kraft durch mich die Welt zu deinem Ziel bewegt. / Herr, du kannst dieses Wunder tun!“ So kann sich dann auch vermehrt Gottes gute Verheißung für sein altes Bundesvolk und für die ganze Völkerwelt erfüllen.

*Prediger i. R. Emil Geigle,
Kollbruchweg 23b, 18209 Bad Doberan*

Monatsspruch für Oktober:

Gott spricht: Ich schenke ihnen ein anderes Herz und schenke ihnen einen neuen Geist. Ich nehme das Herz von Stein aus ihrer Brust und gebe ihnen ein Herz von Fleisch.

Hesekeil 11, 19

Religion – Migration – Integration

Bei einer Veranstaltung der Wolfsburger Diakonie im September 2009 zum Zusammenhang von Religion, Migration und Integration war ich - neben einem katholischen Geistlichen, einem muslimischen Imam und dem Vorsitzenden der Liberalen Jüdischen Gemeinde - aufgefordert, aus meiner Sicht Stellung zu nehmen. In gekürzter Form gebe ich meine Gedanken wieder: Ich ging zunächst auf meine Kindheitserfahrungen als Bessarabiendeutscher ein, durch die ich einige Erfahrungen mit Migration und Integration zu sammeln hatte und fuhr fort: „Erst viel später ist mir aufgegangen, welche Rolle die Religion dabei gespielt hat. Für meine Eltern war es selbstverständlich, dass der Glaube und damit auch der Gottesdienstbesuch zum Leben dazugehört,

und so wurde auch ich an jedem neuen Ort zur Kirche mitgenommen, bis ich dann auch aus eigenem Antrieb die Gottesdienste besuchte. Das war ein Element der Beständigkeit in allen Umbrüchen, die zu bewältigen waren. Die Kirchen, die ich kennen lernte, sahen verschieden aus, die Gottesdienstordnungen unterschieden sich, die Lieder wurden nach unterschiedlichen Melodien gesungen. Aber es war doch sehr viel Vertrautes, was mir da begegnete. Vor allem war es die Botschaft der Bibel, die mir überall entgegentrat, und die erwies sich als sehr verlässlich, im deutlichen Unterschied zu den vielen hohlen Worten, die ich in der Kriegszeit anzuhören hatte und die sich je länger je mehr als Lügen, als leeres Geschwätz entpuppten.

Der Übergang von einem Wohnort zum andern ist nie eine ganz einfache Angelegenheit. Das weiß jeder, der einmal mit Kindern umgezogen ist. Doch wenn damit der Übergang von einem Kultur- und Sprachbereich zu einem andern verbunden ist und auch die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse durchaus verschieden sind, dann werden die Beteiligten dabei auf eine harte Probe gestellt. Es besteht die Gefahr, dass man nicht mehr weiß, wer man ist. Von russlanddeutschen Spätaussiedlern ist immer wieder zu hören: „In Russland waren wir die Deutschen, die Faschisten, die Fritzen - und hier sind wir die Russen.“ Das ist ein Hinweis darauf, welche Enttäuschung es bedeutet, wenn man als Russlanddeutscher in das Land der Vorfahren kommt

und meint, hier endlich einmal einfach dazu zu gehören – und dann auf neue Abgrenzungen stößt. Bei anderen Zuwanderern wird diese Enttäuschung anders formuliert, aber es geht durchweg um die Erfahrung eines tiefen Umbruchs in den Lebensverhältnissen, die einen an sich selbst zweifeln lässt: Wer bin ich eigentlich? Bin ich noch derselbe, der ich vorher war, oder bin ich irgendwie dazwischen? Es geht um die Frage der Identität, um die Angst, sich selbst zu verlieren.

Auf diese Situation reagieren die Menschen unterschiedlich. Die Einheimischen erwarten von ihnen, dass sie möglichst schnell nicht mehr von ihnen zu unterscheiden sind, dass sie nicht mehr auffallen. Und Auffallen ist das Letzte, was die verunsicherten Neu-Zugewanderten möchten. Sie orientieren sich an der Kleidungsmode der Einheimischen, an deren Frisuren, aber auch an den Verhaltensweisen und vor allem an deren Sprache und Sprechweise. Das aber ist schwierig. Andere Kleider anziehen, sich andere Frisuren zuzulegen ist noch ziemlich einfach. Aber eine fremde Sprache oder einen anderen Dialekt derselben Sprache zu erlernen, das geht schon mehr an die Substanz. Sich seinen Akzent abzutrainieren, gelingt vielen nicht oder nur unvollkommen. Das führt zu der genau entgegengesetzten Möglichkeit: Um sich nicht selbst zu verlieren, betont man den Unterschied. Man kleidet sich bewusst so, wie man es in der Heimat hätte tun sollen. Man pflegt die eigene Sprache oder Sprechweise. Man geht einfach auf Distanz zu der neuen Umgebung und

versucht, so viel wie möglich von der vertrauten Lebensart herüberzuretten in den neuen Lebensabschnitt in der Fremde. Zwischen diesen beiden Extremen – der Anpassung und der bewussten Bewahrung der Eigenheiten – bewegt sich das, was man Integration nennt, die Eingliederung in die neuen Lebensverhältnisse, das Einleben in den neuen Zusammenhang. Und jeder und jede muss dabei den eigenen Weg finden, oft unter großen Mühen. Für viele ist die Integration ein lebenslanger Prozess, der das Leben am neuen Ort auf lange Zeit wenig gemütlich erscheinen lässt.

Hier möchte ich noch einmal auf die Bedeutung der Religion, des Glaubens, zu sprechen kommen. Wenn alle äußeren Umstände sich verändert haben, ist es besonders wichtig, dass im Inneren Kontinuität herrscht, Beständigkeit. Ich habe es an den russlanddeutschen Spätaussiedlern der ersten Generation in Wolfsburg erlebt: Sie waren im Glauben der Vorfahren erzogen worden und hatten in Zeiten schwerer Religionsverfolgung in der Sowjetunion erlebt, dass ihr Glaube sie durch alle Schwierigkeiten hindurchtrug. Für sie war es eine Selbstverständlichkeit, dass dieser Glaube auch am neuen Ort die Grundlage ihres Lebens sein würde. So gründeten sie die gemeinsame Brüdergemeinde, die sich später aufteilte in die evangelisch-lutherische Brüdergemeinde, die Baptistengemeinde und die Mennonitengemeinde. Sie gaben dies auch an ihre Kinder und Enkel weiter – heute ist die Immanuelgemeinde mit 1000 Plätzen die größte christliche Kirche in Wolfs-

burg. Später kamen allerdings andere Aussiedler, die nicht so fest im Glauben gegründet waren wie die ersten; und auch deren Kinder blieben nicht alle auf der Spur der Eltern. Sie glichen sich an die Einheimischen an.

Aber für einen großen Teil der Spätaussiedler in Wolfsburg hat sich der Glaube als eine wesentliche Hilfe zur Bewältigung des Umbruchs erwiesen, den sie durchzumachen hatten und haben. Und Ähnliches gilt auch für andere Zuwanderergruppen, für die Tunesier und Türken oder für die Juden in Wolfsburg. Es ist eine ganz wichtige Erfahrung, dass man auch an einem neuen und völlig fremden Ort zu seinem Gott beten und von ihm Trost und Stärkung erfahren kann.

Die ersten, die solche Erfahrungen machten, waren die Juden, die nach der ersten Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier vor über 2.500 Jahren nach Babylon in den heutigen Irak verschleppt wurden. Sie entdeckten, dass sich Gott auch am fremden Ort anreden ließ und dass von ihm Kraft und Mut in ihrer schwierigen Lage ausging. Das muss eine überwältigende Erfahrung gewesen sein; die Bibel ist ganz erfüllt davon. Dadurch wurde der Glaube unabhängig von einem bestimmten Ort; er wurde zum Trost der Migranten, die es seither immer wieder und immer wieder anders gegeben hat. Die Religion wurde zur Brücke, über die Menschen von einem vertrauten Ort zu einem völlig anderen gehen und dort neue Heimat finden können.“

Arnulf Baumann

KURZNACHRICHTEN

Die Mitgliederversammlung der Arbeitsgemeinschaft katholischer Vertriebenenverbände (AKVO) wählte im Mai einen neuen Vorstand: Der bisherige Geschäftsführer Wolfgang Nitschke, Vorsitzender des Adalbertus-Werkes Danziger Katholiken, wurde zum neuen Sprecher, Herwig Steinitz, stellvertretender Vorsitzender der sudetendeutschen Ackermann-Gemeinde, zum Stellvertreter gewählt. Die AKVO (Stafflenbergstr.46, 70184 Stuttgart) vertritt unter dem Titel „Heimat in der Fremde. Die Kirche in ihrer Sorge für die Vertriebenen und Flüchtlinge nach 1945“ eine kurze Informationsschrift über ihre Arbeit. - Gleichzeitig wird bekannt, dass der bisherige Beauftragte zur Seelsorge an den Vertriebenen und Spätaussiedlern in der katholischen Kirche, Weihbischof Gerhard Pieschl in Limburg/

Lahn, mit 75 Jahren nach der Ernennung eines Nachfolgers seine sämtlichen Ämter niedergelegt hat. Pieschl stammte aus Mährisch-Trübau und war dadurch den Vertriebenen besonders nahe, bemühte sich zugleich um die Aussöhnung mit den östlichen Nachbarvölkern, was dort auch Anerkennung fand.

nach Ostkirchl. Information III/2009

Der Konvent der ehemaligen evangelischen Ostkirchen, dem auch der Bessarabiendeutsche Verein angehört, hatte beim Deutschen Evangelischen Kirchentag vom 20.-24. Mai 2009 einen Stand aufgebaut. Verantwortlich waren Karin Ziegeler, Geschäftsführerin der Gemeinschaft Evangelischer Posener, und Erika Wiener, Stellvertretende Bundesvorsitzende des Bessarabiendeutschen Vereins. Als Überschrift war wieder wie

schon in Hannover „Von Flucht und Vertreibung zur Partnerschaft“ gewählt. Die Rückwand war vollständig mit zwei Landkarten ausgefüllt, Deutschland in den Grenzen nach dem Ersten Weltkrieg und Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg. Das weckte Aufmerksamkeit bei älteren und jüngeren Besuchern, die nach ihren Wurzeln fragten. Fast alle Hilfskomitees hatten Informationsmappen vorbereitet, so dass konkret Auskunft gegeben werden konnte. Daraus ergaben sich gute Gespräche. Die Gemeinschaft Evangelischer Ostpreußen hatte einen eigenen Stand aufgebaut, der an den gemeinsamen anschloss. Auch hier fanden sich viele ältere und jüngere Interessenten ein.

nach Ostkirchl. Information III/2009

Der Moskauer Patriarch Kyrill I. besuchte Ende August das nordrussische

Solowki-Kloster, das die kommunistischen Machthaber zum ersten großen Straflager der Sowjetzeit umfunktionierte hatten. Dabei wurde ein Gedenkgottesdienst für die Opfer gefeiert, zu denen auch ein Großvater des Patriarchen gehört. Das einst bedeutendste Kloster im Norden Russlands wurde nach der Oktoberrevolution von 1917 aufgelöst. Bis 1939 waren dort politische Gefangene interniert, darunter viele Geistliche. Seit 1990 leben in dem Kloster wieder Mönche.

nach KNA/Ev. Zeitung Hannover,
August 2009

Die Katholische Bischofskonferenz Polens erklärte auf ihrer Frühjahrsvollversammlung die Aufarbeitung der Kontakte einiger ihrer Mitglieder zum polnischen Geheimdienst für beendet. Auf Abschlussberichte zweier Kirchenkommissionen habe der Vatikan erwidert, dass es keine Grundlage für Vorwürfe „einer verschuldeten und freiwilligen Zusammenarbeit mit den Sicherheitsdiensten“ gebe und daher auch keinen Anlass zu weiteren personellen Konsequenzen. Es sei festgestellt worden, dass der Geheimdienst mehr als zehn der noch lebenden Bischöfe als „Informanten“ auf seine Listen gesetzt habe, allerdings ohne deren Wissen und Willen.

nach IPN/G2W/Ostkirchl.
Information III/09

BIBELLESE

Woche des 18. Sonntags nach Trinitatis

Wochenspruch: Dies Gebot haben wir von ihm, dass, wer Gott liebt, dass der auch seinen Bruder liebe. 1. Johannes 4, 21

Lied: Herzlich lieb hab ich dich, o Herr
Evangelisches Gesangbuch 397

11.10. Sonntag	Markus 12,28-32
12.10. Montag	Epheser 5,15-31
13.10. Dienstag	1. Timotheus 1,5-9a
14.10. Mittwoch	Jes. Sirach 3,8-17
15.10. Donnerstag	Jakobus 2,1-8
16.10. Freitag	Matthäus 22,34-46
17.10. Samstag	Jesaja 1,18-20

Woche des 19. Sonntags nach Trinitatis

Wochenspruch: Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen. Jeremia 17,14

Lied: Herr, mach mich stark
im Mut, der dich bekennt
Evangelisches Gesangbuch 154

18.10. Sonntag	Markus 2,1-12
19.10. Montag	Markus 1,32-39
20.10. Dienstag	Jeremia 17,12-17
21.10. Mittwoch	Micha 7,18-20
22.10. Donnerstag	4. Mose 12,1-15
23.10. Freitag	2. Mose 15,22-27
24.10. Samstag	Markus 2,223-28

Woche des 20. Sonntags nach Trinitatis

Wochenspruch: Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir for-

dert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem Gott.
Micha 6, 8

Lied: Wohl denen, die da wandeln vor Gott
Evangelisches Gesangbuch 295

25.10. Sonntag	Markus 10,2-16
26.10. Montag	5. Mose 27,14-26
27.10. Dienstag	2. Mose 18,13-27
28.10. Mittwoch	Maleachi 2,13-16
29.10. Donnerstag	Philemon 1-22
30.10. Freitag	Epheser 5,25-32
31.10. Reform.tag	Matthäus 5,2-12

Woche des 21. Sonntags nach Trinitatis

Wochenspruch: Lass dich nicht vom Bösen überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem.
Römer 12, 21

Lied: Zieh an die Macht, du Arm des Herrn
Evangelisches Gesangbuch 377

1.11. Sonntag	Matthäus 5,38-48
2.11. Montag	Matthäus 15,1-11a. 18-20
3.11. Dienstag	2. Korinther 10,1-6
4.11. Mittwoch	1. Mose 13,7-18
5.11. Donnerstag	1. Korinther 12,12- 14.26-27
6.11. Freitag	Lukas 22,31-38
7.11. Samstag	Amos 8,1-10

Neuanfang nach der Flucht

Lebensgeschichte der Familie Bich, Teil 3

Es dauerte nicht lange und unsere Mama (Mama Olga) bekam zwei Zimmer im Herrenhaus des Baron von Münchhausen. Es wurde Zeit, Mittagessen zu kochen, es gab aber kein Brennmaterial. Mama Olga schickte ihre Kinder, Guido und Hilda, in den Park, der gleich an den Garten grenzte, um Holz zu sammeln. Dort fanden wir trockene Äste, die durch den Wind vom Baum gefallen waren. Doch zuletzt fand man nichts mehr, denn wir waren nicht die einzigen, die Brennmaterial suchten. Mama Olga fand einen alten Pfosten auf dem Hof. Kurzerhand wurde dieser zersägt und klein gehackt. Später wurde uns Brennholz zugeteilt. Wir Kinder mussten sägen helfen, Holz hacken und stapeln. Alle waren sehr glücklich, nun endlich nicht mehr in den Park gehen zu müssen, um Holz zu suchen. Wir fühlten uns sehr reich.

Die Schule war zwei Kilometer entfernt im Nachbardorf Britzke. Im Herrenhaus wohnte ein Mann, der machte aus einem

Stück Holz Holzschuhe. Hilda hatte nun solche Holzschuhe, und mit diesen ging sie mitten im Winter zur Schule. Es hatte geschneit, der Schnee war stellenweise 50 cm hoch. Beim Nachhausweg blieb Hilda im Schnee stecken und verlor einen Holzschuh. Nun war es mit dem zur Schule gehen vorerst vorbei, denn es dauerte ein Weile, bis wir Ersatz hatten.

Weihnachten war vorüber. Mehrere Familien saßen zusammen und berieten über die Flucht nach Westen. Hilda saß am Ofen und wärmte sich. Sie war müde und froh. Auch als sie zugedeckt im Bett lag, froh sie noch immer. Hilda bekam hohes Fieber und wurde sehr krank. Als Hilda hörte, dass Mama zu ihrer Schwester Christine wollte, die in Winzerhausen, Kreis Ludwigsburg, im Westen Deutschlands wohnte, und sie nur mitkönnen, wenn sie gesund sei, wollte Hilde schnell gesund sein. Sie hatte große Angst, Mama würde sie zurücklassen. Obwohl sie noch sehr geschwächt war, stand sie auf und verkün-

digte, dass sie gesund sei. Schon bald darauf begann die Flucht in den Westen.

Jemand brachte die Familien Weber und Bich zum Bahnhof. Über Halle an der Saale ging es Richtung Westen. Mehrere Tage mussten sie zusammen mit mehreren Flüchtlingen, die alle zur Grenze nach Westen strebten, in Viehwaggons auf eine Weiterbeförderung warten. Es war im Frühjahr 1947 und sehr kalt. An der Grenze angekommen, mussten wir zu Fuß weiter. Hilda schleppte ein Handgepäck, das für sie zu schwer war. Immer wieder wechselte sie von einer Hand zur anderen. Dieses Handgepäck wollte ihr fast den Arm ausreißen. Als sie endlich im Westen und im Zug saßen, der sie nach Ulm ins Lager brachte, war das Schwerste überstanden. Mama Olga schaute aus dem Fenster und deutete auf die blühenden gelben Forsythiensträucher und sagte, dass hier im Süden der Frühling viel früher käme. Während der Fahrt im Zug hörte Mama Olga zum ersten Mal jemand, der schwä-

bisch sprach. Es war der Zugführer. Verwundert hörte sie diesem Zugführer zu und dachte, das gibt es doch nicht, dass es noch ein Land gibt, außer Bessarabien, in dem schwäbisch gesprochen wird.

Im Flüchtlingslager Ulm angekommen, wurden mehrere Familien in einem großen Raum einquartiert. Guido und Hilda gingen zusammen auf Entdeckungsreise. Die Sonne schien. Guido und Hilda saßen in der Sonne, Hilda war sehr müde. Als es Abendessen gab, hatte Hilda keinen Hunger. Es stellte sich heraus, dass sie wieder hohes Fieber hatte. Noch am gleichen Abend wurde sie ins Krankenhaus gebracht und untersucht. Sie war so müde, sie wollte nur schlafen, doch die Ärzte untersuchten sie lange. Sie drückten am Bauch und fragten: „Tut es hier weh?“ Hilda sagte: „Nein.“ Sie drückten weiter und fragten wieder, doch Hilda sagte immer „Nein“. Um endlich in Ruhe gelassen zu werden, sagte Hilda „Ja“. Sie hatten Typhus festgestellt. Nun endlich ließ man sie schlafen. Sie kam in ein größeres Zimmer, in dem schon drei Typhusranke lagen. Voller Schreck erfuhr Mama, als sie Hilda am nächsten Tag besuchen wollte, dass ihre Tochter Typhus habe und sie deshalb nur vom Fenster aus grüßen dürfe.

Im Lager gab es große Unruhe, als man davon erfuhr. Mama Olga wurde beschimpft, sie hätte Typhus ins Lager eingeschleppt. Alle wurden unter Quarantäne gestellt. Niemand durfte den Raum verlassen. Als Mama Olga ihre Tochter im Krankenhaus besuchte, wollte sie ihrer Tochter etwas Gutes tun und brachte Kuchen mit. Es war nicht einfach, in der damaligen Zeit Kuchen zu bekommen. Hilda erhielt diesen Kuchen durchs Fenster zugeworfen. Dieser wurde sofort heißhungrig aufgegessen. Die Patienten, die mit im Zimmer lagen, erschrecken, als sie Hilda essen sahen, und alarmierten die Krankenschwester. Diese sagte: „Wenn man Bauchtyphus hat, sind die Därme sehr empfindlich. Man darf dann nichts essen.“ Doch der Kuchen war schon gegessen, und es ging Hilda zusehends besser. Nun bekam sie Grießbrei zu essen. Kurz darauf wurde Hilda in ein anderes Zimmer verlegt. Ein Junge von zwölf Jahren lag schon im Zimmer. Er starb noch in derselben Nacht. Am nächsten Morgen, als Hilda nach dem Jungen fragte, bekam sie keine Antwort. Gleich darauf wurde Hilda in ein anderes Zimmer verlegt, da man festgestellt hatte, dass sie gar nicht an Typhus erkrankt war. Wenn sie am Nachmittag Besuch von ihren Angehörigen bekam, war sie glücklich, denn sie hatte große Langeweile und auch Heimweh. Ihre Schwestern, Olga und Hertha, kamen oft zu Besuch. Sie besuchten Hilda gerne, denn im Krankenhaus bekamen sie von den Schwestern manchmal etwas zu essen, und darauf freuten sie sich sehr.

Eines Tages wurde im Ulmer Flüchtlingslager bekannt gegeben: „Alle Flüchtlinge müssen zu ihrem Ausgangspunkt zurück.“ Also auch Mutter mit ihren vier Kindern im Alter von sechs bis zwölf Jahren, wir sollten wieder zurück nach Kalitz in die Ostzone. Mutter wollte verzweifeln. Sie dachte an die Strapazen, die wieder auf sie zukommen würden. Sie konnte doch ihr krankes Kind doch nicht zurücklassen, sie wusste nun nicht mehr weiter. Um vor Verzweiflung nicht laut zu schreien, stopfte sie sich ein Kissen in den Mund, erzählte sie später. Schließlich ging sie zur Lagerverwaltung und gab ihnen das Attest der Krankenhausärzte. „Dieses Kind ist nicht transportfähig und wird nicht ausgeliefert“, wurde den Verantwortlichen des Lagers Ulm mitgeteilt. Und dieses kleine Stück Papier half uns, dass wir nicht mit den anderen in die Sowjetzone zurück mussten.

Hilda war schon auf dem Weg der Besserung. Sie hatte aber noch zusätzlich einen schlimmen Wurm-Finger bekommen, der sehr schmerzte. Noch immer hatte sie erhöhte Temperatur. Auch musste Hilda erst noch an Gewicht zunehmen, denn sie war elf Jahre alt und wog nur 29 kg. Nach fast vier Wochen durfte sie das Krankenhaus verlassen.

Unsere Familie wurde dann für ein paar Tage nach Bietigheim in ein Auffanglager und weiter nach Ludwigsburg in die Königin-Olga-Kaserne verlegt. Schon bald hatte Pfarrer Tetz für unsere Familie eine Wohnung in Ludwigsburg-Pflugfelden, bei Familie Notz, besorgt.

Die schulpflichtigen Kinder der Familie Bich gingen nun wieder regelmäßig zur Schule. Es war aber eine zu kurze Zeit, um das Versäumte der letzten Jahre aufzuholen, zumal Hilda kurz vor den großen Ferien wieder fünf Wochen lang krank war. Als die Versetzung kam, zitterte Hilda. Denn das Zeugnis konnte nach ihren Leistungen nicht gut ausfallen. Als der Lehrer ihr das Zeugnis überreichte, in dem „Auf Widerruf versetzt“ stand, fiel ein Stein vom Herzen und sie weinte. Hildegard Briske war eine sehr gute Schülerin. In den großen Ferien brachte sie Hilda das Bruchrechnen bei. Mit großer Freude ging es dann ins neue Schuljahr. Es gab nicht für jeden Schüler ein Schulbuch, man musste, wenn man lernen wollte, jedes Mal das Schulbuch borgen. Doch Hilda meisterte die Klasse und hatte am Ende des Schuljahrs ein gutes Zeugnis.

Mutter Olga hatte im März 1948 auf Anraten von Landsleuten mehrere Paar Schuhe zu einem Landsmann zur Reparatur gebracht, der etwa sechs Kilometer entfernt wohnte. Diese Schuhe hätten nach der alten Währung 12 RM gekostet. Man hatte schon mehrmals vor der Währung versucht, die Schuhe abzuholen,

aber sie waren immer nicht fertig. Zu Fuß war es ein weiter Weg. Als nun die neue Währung eingeführt war, bekam Hilda 12 DM von Mama Olga. Und siehe da, die Schuhe waren fertig. Doch diese kosteten aber jetzt 32 DM. Da bekam ich die Schuhe nicht und musste den weiten Weg noch einmal gehen. Es war aber das letzte Mal, dass Mama Schuhe zur Reparatur zu diesem bessarabischen Schuhmacher brachte.

Im Frühjahr 1949 wurde bekannt, dass viele Kriegsgefangene zurückkommen würden, auch manchmal welche, die für tot erklärt waren. Hilda hoffte, weinte und betete, ihr Vater möge doch auch zurückkommen. Doch er kam nicht.

Die Konfirmation 1950 nahte. Von dem deutschen Hilfswerk bekamen alle Hilfsbedürftigen Schuhe und ein Konfirmationskleid. Es war ein sehr schönes Kleid, doch die Schuhe hätten besser zu einer alten Oma gepasst. Sie bekam als Geschenk von ihrer Tante Christine Döring einen schönen Stoff für eine Schürze und von ihrer Mutter eine gebrauchte silberne Uhr. Die gebrauchte Uhr war ihr schönstes Geschenk.

Guido war schon ein Jahr lang als Schreinerlehrling in Ludwigsburg bei Firma Eisfink, die Kühlschränke produzierte. Und nun war Hilda so weit, fing in der Schuhfabrik Salamander an und war in der Kartonage beschäftigt. Der Anfangslohn war 49 Pfennig für die Stunde. Sie musste 48 Stunden in der Woche arbeiten. Nach allen Abzügen verdiente sie 19 DM. Nach kurzer Zeit waren es schon 25 DM und später, als sie Akkord arbeitete, waren es 29 DM.

Hilda war als Akkordarbeiterin nicht zufrieden und ging zur Abendschule. Bald darauf wurde sie in der Bausparkasse Gesellschaft der Freunde Wüstenrot eingestellt und arbeitete am Anfang in der Adrema. Nach einem bestandenen Test wurde sie innerbetrieblich ein halbes Jahr lang zur Phonotypistin ausgebildet.

Mama Olga ging von früh bis spät zur Arbeit. Sie wollte ein eigenes Heim für sich und ihre Kinder haben. Und wenn es nur eine Hütte ist, sie wäre darüber glücklich, sagte sie immer wieder. Bald darauf wurde ihr ein älteres Haus in Möglingen angeboten; es war eine alte Hütte. Für uns war es das schönste Haus, das es gab. Nach einer kurzen Renovierung zogen wir im Juni 1954 nach Möglingen. Es war für alle eine schöne Zeit. Guido und Hilda hatten ein eigenes Zimmer, sie mussten allerdings auch ihren ganzen Verdienst zu Hause abgeben.

Nach Jahren hat unsere Mama ihr Haus in der Hindenburgstraße verkauft und ein neues Haus neben der evangelischen Kirche gebaut.

Hilda Kison, geb. Bich

Aus meiner Schulzeit

Im Herbst 1933 kam ich mit beinahe sieben Jahren in die Schule. Unser kleines Dorf hatte noch kein richtiges Schulgebäude. Für den Unterricht standen für alle sieben Klassen zwei kleine Zimmer im Bethaus zur Verfügung, und es war sehr eng. In der ersten Klasse waren wir elf Schüler, acht Deutsche, eine Bulgarin, eine Russin und ein Jude. Von den deutschen Kindern waren sechs Schwaben und ein Plattdeutscher. Die nicht deutschen Kinder lernten mit uns gemeinsam auch Deutsch und Religion. Der plattdeutsche Junge hatte Schwierigkeiten, anstelle „K“ sagte er „G“, und der Jude konnte das „R“ nicht rollen. Es kam vor, dass unser Lehrer oft viel Zeit aufwendete, um den beiden Jungs die richtige Aussprache beizubringen, was ihm aber nicht gelang und er schließlich aufgab. Dieses erste Schuljahr habe ich in besonders guter Erinnerung. In der ersten Klasse hatten wir nur einen deutschen Lehrer. Wir verehrten ihn sehr. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendjemand in der ersten Klasse hart bestraft wurde. Er brachte uns das ABC in deutsch und rumänisch bei. Auf unseren Schiefertafeln übten wir mit einem Grif-fel Strich auf und Strich ab. Wir mussten auch erst Hochdeutsch lernen. Für besonders gute Leistungen bekamen wir eine Belohnung, wie schöne Bildchen. Dafür sammelten wir die Kaffeemühlen, welche auf der Verpackung von Kaffee-Frank aufgedruckt waren und die unser Lehrer dann an die Firma einschickte. Für uns war es ein großer Ansporn, und wir waren alle sehr erpicht auf die schönen bunten Bildchen.

An das erste Schuljahr erinnere ich mich gerne. Ich ging sehr gerne zur Schule. Jedoch ab der zweiten Klasse wehte ein schärferer Wind. Wir bekamen einen rumänischen Lehrer, welcher uns hart

ran nahm. Vormittags hatten wir Rumänisch und am Nachmittag je zwei Stunden Deutsch, an denen auch die nichtdeutschen Schüler teilnahmen.

Eines Tages bekamen wir ein langes rumänisches Gedicht auf, über „Stefan cel mare“ (Stefan der Große). Als der Lehrer uns dann nach einem Tag abfragte, konnte niemand von uns das Gedicht. Keiner von uns verstand, was wir da lernen mussten. Unser Lehrer aber wurde zornig und verdonnerte uns zum Nachsitzen. Auf den harten Bretterboden streute er Maiskörner, und wir sollten dabei das Gedicht kniend lernen. Als der Lehrer uns nach zwei Stunden abfragte, konnte immer noch niemand von uns das Gedicht auswendig hersagen. Der Lehrer wurde wütend und schickte uns heim.

Nach der dritten Klasse wurde es für uns Deutsche immer schwieriger. Der Deutschunterricht wurde gekürzt, und ab der vierten Klasse hatten wir nur noch zwei Stunden deutschen Religionsunterricht in der Woche. In diesen Stunden übten wir auf losen Blättern nach dem Religionsbuch Diktat. Die beschriebenen Blätter sammelte unser Lehrer wieder ein.

Ab 1936 wurde es mit dem Deutschunterricht immer schwieriger. Es wurde uns sogar verboten, während der Pausen deutsch zu sprechen. Wir wurden auch aufgefordert, daheim mit unseren Eltern rumänisch zu sprechen. Wie sollte das gehen? Meine Mutter verstand kein Wort Rumänisch. Inzwischen hatten wir auch ein neues und schönes Schulgebäude, so dass wir nicht mehr so eng sitzen mussten. Mit den Jahren wurde unsere Klasse immer kleiner, da immer ein Teil sitzen blieb. Ihre Eltern hatten oft kein Geld für Schulbücher und Hefte. Dadurch konnten sie auch keine Hausaufgaben machen und lernen.

Die Größeren, vor allem die Jungs gingen ab dem Frühjahr bis zum Herbst nicht zur Schule, sie mussten mit aufs Feld. Denn lieber zahlten die Eltern dafür die Strafe, da sie sich sonst keine Hilfe leisten konnten. Als ich einmal in der großen Pause beim Ballspielen den Namen eines Jungen rief, kam unser Direktor auf mich zu und gab mir eine saftige Ohrfeige, weil ich angeblich deutsch gesprochen hätte.

Am Abend beim Essen, hatte ich immer noch eine rote Backe. Mein Vater fragte mich, was denn heute los war. Er sagte: „Hasch Schläg kriegt?“ Ich fing an zu weinen und sagte ihm weshalb. Vater sprach kein Wort, hörte auf zu essen, stand vom Tisch auf und ging aus dem Zimmer. Er hat dann mit dem Direktor gesprochen. Da Vater der Bürgermeister von unserem Dorf war, hatte er öfter Auseinandersetzungen mit unserem Direktor, konnte aber was die deutsche Sprache betraf, nichts erreichen.

Erst als Deutschland 1939 den Krieg über Polen gewonnen hatte, wurde es lockerer, und unser Dorf bekam wieder einen deutschen Lehrer.

Meine Eltern konnten mich ab 1938 in das Deutsche Mädchengymnasium in Tarutino schicken, was ganz schön teuer war. Vor allem das Internat. Ich erinnere mich daran, wie ich mich dort dabei ertappte, dass ich in Mathematik noch rumänisch rechnete. Hier war Rumänisch und Französisch eine Fremdsprache.

Ich bin meinen Eltern dankbar, dass ich dieses Gymnasium besuchen durfte. Denn ohne diese Schule wäre es mit meiner deutschen Rechtschreibung nicht weit her. Leider wurde durch die Besetzung Bessarabiens von der sowjetischen Armee, im Juni 1940, mein weiterer Schulbesuch in diesem Gymnasium beendet.

Frieda Albrecht

SPENDEN FÜR DAS ALEXANDER-STIFT

Helfer und Freundeskreis

Maier, Artur, Freiberg 20 € – Tarnaske, Renate, Neu Wulmstorf 25 €

Alten- und Pflegeheim Großerlach

Dürr, Alfred, Stuttgart 5 € – Lenz, Annelore, Weissach 50 € – Netzer, Emma, Schönholz 25 € – Noller, Heinz, Weissach 50 € – Schneider, Albert, Großerlach 5€ – Walker, Brundhilde, Marbach 30 €

Alten- und Pflegeheim Urbach

Krötz, Hermann 1.000 €

Gesamtspenden Juni 2009: 1.210 €

SPENDEN FÜR DIE BESSARABIENDEUTSCHE STIFTUNG

Januar 2009

Willi und Friede Tietje, Verden, 50 € – Ella Ernst, Stuttgart, 1.000 €

März 2009

Erika Schaible-Fieß, Göppingen, 30 €

Mai 2009

Ingo Rüdiger Isert, Bietigheim-Bissingen, 100 €

August 2009

Ingo Rüdiger Isert, Bietigheim-Bissingen, 100 €

Herbstzeit – Kartoffelzeit

„Am Grab Friedrich des Großen in Sanssouci passieren heute noch wunderliche Dinge. Menschen mit Plastiktüten kommen vorbei, packen Kartoffeln aus und legen sie mit Bedacht auf die steinerne Platte.“¹ Diese symbolische Handlung ist eine Würdigung des preußischen Königs Friedrich II. (des Alten Fritz, 1740 – 1786), der im Zuge seiner Förderung der Landwirtschaft den feldmäßigen Kartoffelanbau in seinem Land durchsetzte.

Gräberfunde in Südamerika belegen, dass die Kartoffel schon vor rund 8000 Jahren in den Hochlanden von indianischen Stämmen angebaut und als Nahrungsmittel - verwendet wurde.² Um das Jahr 1560 kam sie über Spanien nach Europa und wurde –1588 in Deutschland in den fürstlichen Gärten wegen ihrer Blüte als Zierpflanze angebaut. Etwa zu Beginn des 17. Jahrhunderts wurde die Knolle als ein hochwertiger Lieferant für Vitamin C und als bedeutender Spender von Eiweißen und Mineralstoffen entdeckt. Seitdem ist die Kartoffel durch ihre vielfältigen Verarbeitungsmöglichkeiten zu einem beliebten Grundnahrungsmittel geworden und wird als Hackfrucht in der Agrarwirtschaft weltweit angebaut.

Auch in Alt-Württemberg wurden in klimatischen Gunsträumen (Neckarbecken, Kraichgau u.a.) mit ihren kleinbäuerlichen Betrieben frühzeitig Kartoffeln angebaut. Sie setzten sich hier als bedeutsames Nahrungsmittel immer mehr durch.

Zu der Überbevölkerung des Königreichs Württemberg kamen zu Beginn des 19. Jahrhunderts (vor allem in den Hungerjahren 1816 – 1817) Missernten dazu, die zu Teuerung und Hungersnöten unter der ländlichen Bevölkerung führten. Selbst die Kartoffeln konnten im Herbst 1816 wegen des frühen Wintereinbruchs nicht geerntet werden. Sie blieben bis zum nächsten Frühjahr in der Erde. Ein Großteil wurde durch die Mäuseplage vernichtet, der Rest durch den Frost angefault. Die Eigenversorgung der bäuerlichen Bevölkerung mit Kartoffeln, Mehl und Brot war nicht mehr gesichert. Der Boden konnte die großen Familien nicht mehr ernähren, obwohl es die arbeitsamen Menschen an eisernem Fleiß nicht fehlen ließen.

Aus dieser wirtschaftlichen Notlage heraus erklärt sich, neben religiösen Gründen die Auswanderungsbewegung aus Alt-Württemberg. Auf der Donau und auf der West-Ost-Straße über Wien zogen Heere von württembergischen Bauern nach Osten in die offene baumlose Step-

pe Südrusslands, die mit ihren körnigen, fruchtbaren Böden einst ein Vorzugsraum vorgeschichtlicher Besiedlung war. Diesem Zug nach Osten gehörten auch unsere Vorfahren an.

Schon eine lateinische Handschrift aus dem 13. Jahrh. erwähnt die sprichwörtliche Wanderlust der Schwaben: „Wenn der Schwab‘ das Licht der Welt erblickt, wird er auf ein Sieb gedrückt, spricht zu ihm das Mütterlein und der Vater hinterdrein: So viel Löcher ans da sind in dem Siebe, liebes Kind, so viel Länder sollst du sehen. Dann magst du zu Grabe gehen“. Den Anbau der Kartoffel brachten unsere Vorfahren mit. Zu Beginn dürfte das Anpflanzen mit den wenigen behelfsmäßigen Geräten, die ihnen zur Verfügung standen, recht beschwerlich gewesen sein. Nach Überwindung der ersten Schwierigkeiten wurden neben Getreide auch Kartoffeln vermehrt angebaut.

Kartoffeln und Mais galten lange als Ersatz für die Ernährung, wenn die Getreideernte nicht den nötigen Ertrag brachte. Im Jahre 1846 wurden in den 4 russischen Gouvernements Südrusslands Jekatarinoslaw, Taurien, Cherson und Bessarabien 18 301 Tschetwert (1 Tschetw.= etwa 0,409 kg) Kartoffeln ausgelegt.⁴

Geerntet wurden 51 629 Tschetwert Kartoffeln, die zum Verkauf kamen und zusammen mit den abgesetzten Getreide den Kolonisten 835 000 Silberrubel einbrachten. Laut einer Aufstellung aus dem Jahre 1834 wurden in Gnadental 216 Pud (1 Pud = 16,381 kg) und schon im Jahre 1840 328 Pud Kartoffeln geerntet.⁵ Ab dem Jahre 1845 ging der Anbau von Kartoffeln zurück. Weil das Einkommen aus dem Weizenanbau höher war, verschob sich das Anbauverhältnis zugunsten des Weizens. So brachte ein Maß Weizen (etwa 2 Liter) zu russischen Zeiten im Verkauf 59 Kopeken, während für ein Maß Kartoffeln vom Händler 30 Kopeken gezahlt wurden. Zu rumänischen Zeiten nahmen die Bauern für ein Pud Weizen etwa 30 Lei ein, für ein Pud Kartoffeln nur 10 Lei.

Außerdem wurden für die Aussaat einer Desjatine Weizen 5 Pud, für die gleiche Fläche 20 Pud Kartoffeln gebraucht. Hinzu kam für den Kartoffelanbau ein höherer Arbeitsaufwand (Hacken, Häufeln, Roden). Während sich im Laufe der Zeit die Anschaffung von Maschinen für den Getreideanbau lohnte, war für die Höfe zu diesem Zeitpunkt der Kauf zweckdienlicher Geräte für die Rodung der Kartoffeln zu kostspielig. Für den Verkauf wurden deshalb kaum noch Kar-

toffeln angebaut. Dieser ging daher drastisch zurück. Der Anbau beschränkte sich schließlich auf das „Kartoffelstückle“, auf dem die benötigte Menge für die Familie geerntet werden konnte.

Auch in den Gärten wurde oftmals die notwendige Menge angebaut. Beim Anbau von Kartoffeln spielte auch das trockene Wetter während der Sommermonate eine Rolle. In dieser Zeit wäre ein ausgiebiger Regen für den Ansatz der Knollen nötig gewesen. Der später einsetzende Regen etwa Mitte August wirkte sich nur mäßig auf den Ertrag aus. Deshalb wurde in Einzelfällen versucht, das Auslegen der Kartoffeln im Frühjahr auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben, so dass die Hauptwachstumsperiode nicht in die trockenen Sommermonate fiel.⁷ Auch die feuchtwarme Temperatur unserer Erdkeller wirkte sich auf die Haltbarkeit der Kartoffeln ungünstig aus.

Es ist schade, dass gegenwärtig vielen Kindern die Kartoffel als sinnliche Erfahrung abgeht. Die mannigfachen industriell hergestellten Fertiggerichte führen dazu, dass Jugendliche von heute häufig die Originale aus Mutters Erde Schoß nicht mehr kennen.

Wer schon einmal die staubigen Kartoffeln mit bloßen Händen aus der Ackerfurche aufgelesen hat und sich der Rückenschmerzen durch das ständige Bücken erinnert, kennt auch das beschwerliche Roden der Kartoffeln von einst. Und wer schon einmal in seiner Kindheit „gestupfelte“⁶ Knollen in der Glut eines Kartoffelfeuers gebraten und die schwarzen, halbgaren, glühend heißen Kartoffeln in seinen Händen gehalten hat, ahnt, dass uns Kindern damals die verräucherten Knollen besser geschmeckt haben, als die in Fett gebratenen aus der Pfanne.

Albert Rüb

Quellenangabe:

- ¹) „Sonntag Aktuell“ vom 2.9.2007
- ²) SWP - Süddeutsche Heimat - vom 8.10.2005
- ³) Friedrich Huttenlocher: „Baden-Württemberg, Kleine geographische Landeskunde“, S 68
- ⁴) Ingeborg Fleischhauer: „Die Deutschen in Zarenreich“, S 231
- ⁵) Friedrich Rüb: „Geschichte der Gemeinde Gnadental“, S 39
- ⁶) Ebda. S 40
- ⁷) Christian Fiess: „Sarata – 1822-1940“, S 392
- ⁸) Hermann Wax: „Etymologie des Schwäbischen“, Stichwort „stupflen“: nach der offiziellen Ernte Nachlese halten - insbesondere bei Kartoffeln.

Kartoffelernte

Als ich noch klein war, waren Ferien nicht nur zur Erholung da, sondern auch zur Bewältigung der Arbeit auf dem Hof und auf dem Feld gedacht. Gerade in der Landwirtschaft gibt es viele Arbeiten, bei denen Kinder schon tüchtig mithelfen konnten und mussten.

So war es auch bei uns. Wir waren, wie man so sagt, eine kinderreiche Familie. So musste jeder, der nur irgendwie konnte, mitarbeiten. So konnte ein Kind durchaus Kühe oder Gänse hüten, Futter für die Kaninchen besorgen, Eier aus den Hühnernestern holen und vieles mehr. Dies war besonders in den Erntezeiten nötig, wenn die Erwachsenen auf dem Felde mit Erntearbeiten voll beschäftigt waren.

Für Großvater waren diese Arbeiten oftmals mit zu viel Bewegung verbunden. Aber er half immer noch, wo er konnte und wo es ihm möglich war. So auch bei der Kartoffelernte. Zu dieser Zeit kamen auch Familien aus der Stadt, um bei der Ernte zu helfen und sich auch ihre Einkellerungskartoffeln zu verdienen. Auch ihre kleinen Kinder brachten sie mit, die Großmutter dann versorgte.

Sie war zeitig am Morgen aufgestanden, um für das leibliche Wohl der Erntehelfer zu sorgen und alles vorzubereiten. Auf dem Felde hackten die Erwachsenen die Kartoffeln mit einer dreizinkigen Hacke aus der Erde und warfen die Kartoffeln mitsamt dem dazugehörigen Kraut und der Erde an die Seite der Reihe.

In den späteren Jahren kamen dann Maschinen dazu, um die Kartoffeln aus der Erde zu holen und seitlich auf das Feld zu werfen. Das war eine große Erleichterung. Nun lagen fast alle Kartoffeln auf der Erdoberfläche. Es sah leicht aus, die Kartoffeln jetzt aufzusuchen und in den Korb zu legen. Doch der Korb musste

immer wieder weiter gestellt werden, und er wurde immer schwerer.

Auch die Zeit brachte ihre Last mit sich. Bald tat allen der Rücken weh. Dabei waren doch gerade erst zwei Stunden Arbeit vergangen. Aber nun war Frühstückszeit. Einige setzten sich auf die Kartoffelsäcke. Doch für alle war da kein Platz.

„Großvater, wo sollen wir uns hinsetzen?“, fragte Jakob. „Da, wo deine Mutter als Braut gegessen hat.“ – „Wo hat Mutter als Braut gegessen?“ wollte Gesine wissen. „Auf dem Hintern natürlich“, sagte der Großvater. Alle lachten. „Aber du kannst dich einfach auf die Erde setzen und die Beine baumeln lassen.“ – „Ha, Großvater, das geht nicht. Wenn ich auf der Erde sitze, sind die Beine schon unten“, sagte Gesine. Jakob sagte nichts dazu, denn er kannte die Scherze von Großvater.

Die Äußerungen des Großvaters verrietten, dass er seinen Humor, trotz des hohen Alters, nicht verloren hatte. Überhaupt. Die meisten Streiche hatten wir von ihm gelernt.

Er hatte es sich nicht nehmen lassen, bei der Eröffnung der Ernte mit dabei zu sein. Einige hatten es jedoch nicht so eilig mit dem Hinsetzen, sie wollten sich erst einmal etwas Bewegung verschaffen und sich danach etwas zu essen und zu trinken holen. Sie hatten die Wahl zwischen kalter Milch oder warmem Kakao. Natürlich nahmen wir Kinder alle Kakao. Wann gab es sonst schon Kakao? Die Erwachsenen konnten Kaffee bekommen, aber nur geröstete Gerste als Ersatzkaffee. Echter Kaffee war zu teuer.

So saßen alle beim Frühstück und ließen es sich schmecken. Der Tag verging und der Rücken schmerzte immer mehr.

Am letzten Tag der Ernte kam Großvater wieder mit auf das Feld. Man hatte es so

eingrichtet, dass die Arbeit erst spät am Nachmittag fertig war. Es war schon lange über Feierabend hinaus, als es anfang zu dämmern. Die Arbeit war geschafft und es war eine gemütliche Ruhe eingekehrt. Großvater nahm sich einige Kinder zu Hilfe und legte trockenes Kartoffelkraut auf einen Haufen und steckte ihn an. Das war nun das Zeichen, dass alle sich versammeln sollten.

Vom Ackerwagen, auf dem die aufgesuchten Kartoffeln nach Hause gefahren wurden, holte er einige lange Weidenruten, an deren dünnem Ende ein Nagel ohne Kopf eingeschlagen war, und verteilte diese Stangen. Sofort nahm sich jeder eine Kartoffel, steckte sie auf den Nagel und hielt sie in die Glut. Es duftete herrlich.

Auch die bereits von Großmutter gegarte Bratwurst wurde noch einmal auf dem Kartoffelfeuer angewärmt. Großmutter war mit dem letzten Wagen, der wieder leer auf das Feld zurückkam, mitgekommen.

„Ich habe gesehen, wenn meine Großmutter Pellkartoffeln gekocht hat, hat sie immer eine Kartoffel genommen und sie mit Butter und Salz gegessen“, sagte Jakob. Großvater fragte: „Wenn ich nun zaubern könnte, was würdest du dir zu den Kartoffeln wünschen, Butter oder Salz?“ – „Salz“, antwortete Jakob spontan. Großvater streckte die leeren Hände vor seine Brust mit den Handflächen nach vorn, so dass jeder sehen konnte, dass sie leer waren. Er fuchtelte mit den Händen vor seiner Brust herum und murmelte unverständliches Zeug. Dabei merkte niemand, dass er in seine Jackentasche griff. Er streckte die Hand zu Jakob aus und sagte: „Da, Jakob, hast du Salz zu deinen Kartoffeln.“

Waldemar Bunk



Wer kennt...

Im Sommer 1943 war ein junger Erntehelfer aus Stuttgart (Peter Lenz, damals 16 Jahre) im Warthegau. Er war bei einer bessarabischen Familie in LENKA bei Lentzuschütz. Dort war er auf einem Hof im Einsatz, die Bäuerin hieß Maria (Mariechen, leider ist der Nachname und Mädchenname nicht bekannt). Sie war im Juli 1943 schwanger und durfte im September 1943 ihr Kind bekommen haben. Es gab noch einige Zeit brieflichen Kontakt, daraus stammt auch das Bild mit dem Kind.

Sollte jemand wissen, um welche Familie es sich im Warthegau handelte, bitte mit der Geschäftsstelle (W. Schäfer) des Bessarabiendeutschen Vereins in Verbindung setzen. Tel 0711 4400770, E-Mail:verein@bessarabien.de.

Begegnung in der Schweiz

Die in Thüringen lebende Rita Hübner geb. Adolf (aus Hoffnungstal) lernte bei einem Aufenthalt in der Schweiz die in Schabo geborene Elvira Wolf-Stohler kennen. Daraus entwickelte sich eine Brieffreundschaft und für 2008 eine Einladung nach Pratteln in der Schweiz. In ihrem Schreiben an die Redaktion berichtet Frau Hübner:

„...Dieser Einladung konnten wir im August Folge leisten. Es war ein unvergessliches Erlebnis. Mit unseren Freunden, Familie Ernst u. Elisabeth Schmitz aus Lampenberg, besuchten wir Frau Wolf-Stohler an einem schönen Augusttag. Wir wurden von ihr herzlich willkommen geheißen und vorzüglich bewirtet.

Wir durften bessarabische Gastfreundschaft erleben. Mit Nusschnaps – natürlich selbstgemacht – wurde angestoßen. Frau Wolf-Stohler erzählte unglaublich viele Begebenheiten aus ihrem Leben und ließ uns eintauchen in eine für uns unbekannte Welt. In bessarabischer Mundart und sehr lebendig gab sie vieles zum Besten.

Wir durften uns noch über ein unerwartetes, schönes Geschenk freuen. Sie lud uns alle zu einer Freilufttheateraufführung auf dem Prattelner Marktplatz ein. Wir verabredeten uns in der Hoffnung auf ein weiteres Wiedersehen in Pratteln.“

Nachfolgend ein Beispiel dieser oft in Mundart - dazu gereimt - erzählten bessarabischen Geschichten. Es ist dem 2006 erschienen Buch „Abendduft – Forsythien / So war es gestern – so ist es heute“ entnommen. (Schriften des Heimatmuseums in Stuttgart)

Fußballspiel in Bessarabien

(Seimeny - Schabo) – Von Elvira Wolf-Stohler

In Schabo weiß es jedes Kend:
wenn am Sonntag d'Sonn arg brennt,
am breite Weg nach Schabolat
fend ,s Fußballspiel no statt.

Die Spieler hen sich net lang bsonna,
dort uf dr Stepp am Dorfviehbronna
,s Feld mit Kalkstreifa markiert,
,s Tor mit Pfoschta, Strick fixiert.

Viele Schabner gehen na gucka,
die Große arg, die Kloine drucka.
Ufgregt ruft d'Mama laut em Papa:
„Pass uff, net en dr Kuhdreck tapa!“

On ufgregt hert mr au no sage:
„Semener kommen - ,s geht an Kraga!
Spielt dr Gutsche und dr Diehl,
no gebt's e hartes Fußballspiel.“

On oi Semencer, en arger Schlauer,
hat glei em Schabner Beckenbauer
drei, vier Gläsla z'viel eigschenkt
on hehlinge drbei noch denkt:
„Du Schabner,
jetz kannsch net arg sprenga,
du kannsch nomma scheener senga!“

Dr Oskar pfeift, dr Ball muss rolla
schnell ibers Gras on iber d'Scholla,
on alle renne, jaga, flitze,
drbei muss jeder sich erhitze.

Do rast dr Gutsche, muss reagiere –
on Schuss – dr Ball kann ,s Tor passiere!
Jetz hersch e Gschrei - ,s gebt Kraft
en d'Knocha on d'Susliki¹ hen
sich verkrocha.

Sie krabbeln schnell en d'Löcher
nonder on jommeren: „Schabo
geht jetz onder!“

D'Semener aber johla, johla,
die mechtet d'Schabner arg versohla.
Mit fenf Tor hen sie d'Schabner
gschlaga,
des kann koi Mannschaft leicht
vertraga.

Traurig d'Schabner beim Abschied
wenka
on nomma oins drbei noch denka:
„Für eich kommt sicher au dr Tag,
no spieren ihr dr Schabner Schlag!“

Doch nach zwei Wocha isch's passiert,
no hen die Schabner triumphiert,
verschämt hen d'Semener vom
Platz missa geh',
doch d'wahre Freindschaft bleibt
besteh'.

¹ Susliki (russ.): Ziesel, Perlziesel (bess. Erdhasen), in großer Zahl – was oft vorkam – waren sie eine Plage für die Landwirte.

Sprachecke

Das Getreidefeld nannte man in Romanowka „Gwanna“, in Alt-Arztis und anderen Orten dagegen „Stepp“. Für Mais gab es zwei weit verbreitete Wörter, nämlich „Welschkorn“ (Neu-Posttal, Lichtenental) und „Popscha“ (Leipzig), „Bobscha“ (Romanowka) oder „Bobschei“ (Klöstitz), in Kolatschowka und Alt-Arztis war beides geläufig. Das Gemüsebeet war in Romanowka das „Ländle“, in Alt-Arztis der „Krautgarda“; die „Harbusa“ (= Wassermelonen, Romanowka, „Arbusa“ Kolatschowka) wurden vom „Baschdankerl“ auf dem „Baschdan“ (= Melonenfeld) angebaut (Kolatschowka). Die Gurke war als „Gogommer“ (Klöstitz) oder „Gagommra“ (Romanowka) bekannt, für Kürbisse sagte man „Kirbs“ (Alt-Arztis) oder „Kürbsa“ (Kolatschowka), der Flaschenkürbis

hieß in Kisil „Kurckubou“, in Romanowka „Kapatschki“ (in Kolatschowka war dies eine hellchalige Zucchini). Zierkürbisse nannte man in Kisil „Karkutzkala“. In Brienne waren die Kartoffeln „Erdäpfel“, in Alt-Arztis „Kartoffla“. Auch für die Tomate gab es zwei Bezeichnungen, „Pomidora“ und „Batschletschana“ konnte man in Romanowka und Alt-Arztis sagen, in Klöstitz und Kolatschowka gebrauchte man „Batlatschana“. Möglicherweise war letzteres Wort auch eine Bezeichnung für die Aubergine, wobei diese dann speziell als „Blaue Batlatschana“ (Kolatschowka) benannt werden konnte. Der Pfefferminz hieß „Schmagat“ (Brienne), der Tabak „Duwwak (Alt-Arztis), Zigaretten erhielten die Bezeichnungen „Blugara“ (Klöstitz) und „Paparossen“ (Kulm). An Blumen

gab es an vielen Orten die „Sonnarosa“ (= Sonnenblume), die „Sammetrösla“ (= Tagetes; Neu-Posttal, Kolatschowka), die „Mittagsblümla“ (= Goldmohn; Neu-Posttal) und die „Dulbanen“ (= Tulpe; Brienne), „Tulbana“ (Romanowka). Unkraut hieß an einigen Orten „Burjan“ (Leipzig, Kulm, Alt-Arztis), und berüchtigt waren die „Schuhnägel“, das war „im Weinberg wachsendes, flach rankendes Unkraut mit etwa 1 cm großen Knöllchen, die bis zu drei Stacheln hatten“. Deshalb: Nicht ohne Schuhe in den „Wengert“! (Frau Bahnmüller, für Kolatschowka).

Für die schönen Zuschriften danke ich sehr herzlich!



Heute widmet sich die Sprachecke vor allem den Themen Wildtiere, Schule und Handarbeit.

1. Wildtiere: Säugetiere a) Gab es für „Maulwurf“, „Blindmoll“ und „Hamster“ je eigene Bezeichnungen? b) Wie bezeichnete man einen Hofhund, wie einen streunenden, auch tollwütigen Hund? c) Welche Wörter verwendete man für „Fuchs“ und „Wolf“? d) Was sagte man für „Delphin“? e) Welche Tierbezeichnungen wurden auf Menschen mit bestimmten Eigenschaften (listig, gemein, böse, gutmütig) übertragen?

2. Vögel: a) Wie bezeichnete man die „Krähe“, gab es bestimmte Arten? b) Welches Wort war für „Elster“ üblich? c) Gab es Raubvögel (Habicht, Geier, Adler), wie nannte man sie? d) Welche anderen Vogelnamen sind Ihnen noch bekannt, z.B. Kirschen- und Bienenfresser, Steppen- huhn, Storch, Dickkopf, Star und Amsel?

3. Kriechtiere und Lurche: a) Gab es Schlangen und wie bezeichnete man diese? b) Wie sagte man zu „Eidechse“ und gab es besondere Eidechsen? c) Welche Bezeichnungen verwendete man für „Frosch“, „Kröte“ und „Kaulquappe“?

4. Krankheit, Tod: a) Wie bezeichnete man „Zahnschmerzen“? b) Wie sagte man für „Milchzahn“, „zweite Zähne“, „schlechter Zahn“? c) Was waren typische Kinderkrankheiten? d) Gab es Benennungen für Augenleiden, Kopf- und Bauchschmerzen? e) Was sagte man für „Tuberkulose“, e) gab es eine Krankheit mit Fieber im Sommer („Steppenfieber“)? f) Welchen Ausdruck verwendete man für „zur Beerdigung gehen“? g) Wurden Beerdigungen durch einen „Leichenzettel“ bekanntgegeben?

5. Schule: a) Wie sagte man zu unerlaubtem Reden mit dem Banknachbarn während des Unterrichts? b) Welche Wörter verwendete man für ganz normales Reden, wie sagte man für „tratschen“? c) Welches Wort gab es für „Prüfung“? d) Wie sagte man für die verbotenen Tätigkeiten „einsagen“, „spicken“ und „ab-schauen“, e) welche Strafen gab es dafür (z.B. „Ecke stehen“, „Tätzen“ mit dem „Rohrstock“)? f) Welche Wörter verwendete man für Schulgegenstände wie Lehrerpult, Tafel, Kreide und Schwamm, Bleistift, Füllfeder, Heft oder Schiefertafel? g) Wie wurden die Unterrichtsfächer,

insbesondere von den Schulkindern, bezeichnet (z.B. „Mathe“ oder „Rechnen“)? h) Wie wurden Schulanfänger bezeichnet, wie die Schüler der letzten Klasse? i) Gab es eine „Morgenandacht“?

6. Handarbeiten in der Winterszeit: a) Wie sagte man zu „Wolle spinnen“ und wie bezeichnete man dafür verwendete Geräte? b) Welche Wörter verwendete man für „stricken“, „häkeln“ und „sticken“? c) Wie benannte man die dabei entstehenden Produkte? d) Wie sagte man für „flicken“ und „nähen“, „Nadel“ und „einfädeln“? e) Gab es andere Tätigkeiten, die in der Winterszeit in der Stube verrichtet wurden?

Selbstverständlich sind zusätzliche Wörter, die Ihnen bei den einzelnen Fragen, aber auch zu ganz anderen Bereichen einfallen, stets willkommen.

Kontaktadresse:

**Briefadresse: Dr. Günter Koch,
Königschaldingerstr. 4a,
94036 Passau**

**e-Mail: guenter.koch@uni-passau.de
Betreff: Sprachecke**

Brunchen macht Zottla

Von Bruno Gässler

Kinder wollen immer beschäftigt sein. Dies galt auch für mich. Das Problem war nur, dass ich mich gerne mit Mädchenarbeit wie Sticken und Häkeln befasste, was damals für Jungen geradezu unmöglich war. Deshalb war es auch zwischen mir und Mutter ein Geheimnis, das kein Mensch erfahren durfte, sonst hätten mich meine Spielkameraden verspottet und gehänselt.

Für Mutter war es ein wahrer Segen. Wenn sie ihre Ruhe vor mir haben wollte, nahm sie einen Fetzen Stoff, malte mit Bleistift eine Figur drauf, z.B. ein Schäfchen, eine Katze, ein Pferd usw. Diesen Stoff spannte sie in einen Stickrahmen, drückte mir Nadel und Faden in die Hand, und ich ging mit einem Feuer- eifer zu Werke.

Viel Anleitung brauchte ich nicht, denn ich hatte Mutter schon oft genug bei der Handarbeit beobachtet. Sie war eine wahre Künstlerin darin.

Handarbeiten waren bei den Frauen sehr beliebt, denn in den langen Wintertagen hatten sie eine Menge Zeit. So entstanden da gestickte Tischdecken, Kissenbezüge und Wandbehänge in Nadelmalerei, Lochstickerei und in Spitze.

Ihr wahres Können zeigten die jungen Frauen und Mädchen, wenn sie ihre Landestracht stickten. Mit viel Liebe wurde in das Schultertuch ein Strauß mit Klatschmohn, Kornblumen und Ähren gestickt. Ebenso in die Schürze und den Rocksaum.

Jede wollte die schönsten Stickereien vorzeigen.

Das Schultertuch, welches das Prunkstück der Tracht war, wurde ringsum mit Fransen aus Seidenfäden umflochten, die man bei uns Zottla nannte.

So wurden auch gestickte Tischtücher und Wandbehänge mit diesen Zottla versehen. Auch dieses „Zottlaflechta“ wurde mir von Mutter beigebracht, und ich war sehr stolz, wenn ich wieder mal so ein Gewirr aus Wolle und

Garn vollbracht hatte.

Eines Tages saß ich einmal im Esszimmer bei meiner Stickerei. Das Esszimmer war ein großer gemütlicher Raum, in dem in der Mitte ein Tisch stand, an dem gut zwölf Personen Platz fanden. Da am Vorabend eine Sitzung der Kirchenväter stattgefunden hatte, lag noch eine schöne weiße Damastdecke auf dem Tisch, die Mutter im Laufe des Tages wegräumen

wollte. Schon der abnormen Größe wegen war die Tischdecke ihr ganzer Stolz. Mutter hatte in der Küche, die an das Esszimmer angrenzte, zu tun. In der Hoffnung, ich sei voll beschäftigt, kam dann ab und zu die Frage: „Brunchen, was machsch?“ Prompt kam jedes Mal die Antwort: „Brunchen macht Zottla.“

Nun, die Antwort war auch wahrheitsgemäß, denn ich hatte eine Schere in der Hand, schnitt in den Rand des Tischtuchs etwa zehn Zentimeter lange Streifen, nahm immer drei zusammen und flocht so treu und brav eine Zottel nach der anderen, denn ein Tischtuch ohne Zottla war nur eine halbe Sache.

Als meine Mutter dann doch einen Blick ins Esszimmer warf, erscholl ein Schrei des Entsetzens aus ihrer Kehle. Dies war einer der wenigen Momente, wo selbst sie die Beherrschung verlor. Kurz entschlossen verabreichte sie mir die Tracht Prügel, die ich verdient hatte, und zur Strafe musste ich in die Ecke stehen.

Doch auch hier zeigte sich Mutters Ideenreichtum. Sie schnitt die Zottla ringsum ab, brachte einen neuen Saum an, und schon war der Schaden behoben, wenn auch das Tischtuch nun schmaler war.

(aus: Bessarabische Lausbubengeschichten - aus meinem Leben)

Bruno Gässler
**Bessarabische
Lausbubengeschichten**



aus meinem Leben

kinder dann in ein neues zweistöckiges Schulgebäude.

Der nächste Schritt in der Entwicklung der Schule war der Status einer vollen Mittelschule (11 Jahre); dies wurde 1991 möglich. Bis zum Jahr 2003 absolvierten mehr als 100 Schulabgänger die Mittelschule. Sieben von ihnen bekamen eine Medaille. Viele kehren nach Abschluss ihres Studiums in das Heimatdorf zurück, um hier zu leben und zu arbeiten.

Aus Geschichte und Entwicklung des Kindergartens. Nach der Verordnung Nr. 39 vom 29. März 1946 wurde Gusenko A.G. zur Leiterin des Kindergartens in der Sowchose „Champagne der Ukraine“ ernannt. Es waren folgende Punkte deutlich festgelegt:

1. Wiederherstellung des Raums, der für den Kindergarten bestimmt war.
2. Alle Kinder im Vorschulalter werden eingeschrieben.
3. Bis 1. April 1946 sollte die Ausstattung der Küche fertig sein.
4. Arbeitsbeginn des Kindergartens ist am 1. April 1946.

Der Kindergarten wurde zur festgelegten Zeit eröffnet und die Kinder aufgenommen. Es war jedoch sehr schwierig, den Kindergarten zu verwalten; außerdem gab es wenig Kinder. Am 5. Oktober desselben Jahres wurde der Kindergarten leider wieder geschlossen. Die Einrichtung wurde in ein Lager gebracht und die dekorativen Gegenstände in die Schule. Die kleinen Kinder waren wieder zu Hause und wurden den großen Geschwistern anvertraut. Es war schwierig für die Familien und deren Arbeit in der Sowchose.

Im Jahre 1947 wurde der Kindergarten aber wieder eröffnet. Die Lebensmittel für die Kinder wurden aus Izmail und Odessa geliefert. Trotz schwerer Zeit schenkte die neue Leiterin Schur W.I. der Frage des Essens und der Erziehung der Kinder große Aufmerksamkeit.

Bis 1983 zog der Kindergarten von einem ehemals deutschen Haus ins andere. Doch am 1. September 1983 hatten die Kinder eine große Einzugsfeier. Die Sowchose baute für sie ein neues zweistöckiges Gebäude. Spielräume, Musiksaal, Schlafzimmer, Sportplätze, neue Spielzeuge und Möbel – alles für die Kinder, für die Zukunft des Dorfes.

Hungersnöte, aber auch erste Erfolge.

Alle Familien sehnten sich nach einer guten Ernte, um ihr Leben zu verbessern. Doch die Träume sollten in dieser schweren Zeit des Wiederaufbaus in der Nachkriegszeit nicht Wirklichkeit werden. 1946 begann das Hunger-Massensterben, das hauptsächlich durch zwei Faktoren ausgelöst wurde:

- Ungünstige Wetterbedingungen
- Dürre und Missernten.
- Entscheidungen der Regierungskreise bzw. des Staates.

Die Regierung hatte unter dem Vorwand der Vorratsplanung die Lebensmittel im Dorf fast völlig beschlagnahmt, um den Staatsplan bezüglich der Brotvorräte auszuführen. Trotz der schrecklichen Situation innerhalb des Landes exportierte die Regierung unter Stalin 1,7 Millionen kg Brot in Form von „Bruderhilfe“ an befreundete Staaten. Auf diese Art wiederholten sich die Ereignisse des Hunger-Massensterbens in der Ukraine von 1932–1933.

Dieses Geschehen lag wie eine schwere Last auf den Schultern der Dorfarbeiter und waren auch für die Einwohner von Nadjeshdowka sehr problematisch.

Um jegliche Vorräte gebracht, lebten die Menschen unglaublich arm: 43% der Familien hatten keine Kühe; 20% hatten überhaupt kein Vieh, nicht einmal Geflügel. In vielen Häusern fehlte es an den notwendigsten Sachen, z.B. an Tischen und Betten. Statt der Tische verwendete man alte Kisten; man legte Türen auf Steine, stopfte einen Sack mit Stroh – diese Unterlage diente den Menschen als Bett.

Über matschige Straßen konnte man fast nicht gehen. Befestigte Wege gab es erst im Jahr 1980. Es war auch kein Markt; die Menschen gingen zu Fuß nach Kamenka oder fuhren mit dem Lastwagen nach Arzis und Tatarbunary.

Trotz alledem kamen immer mehr Menschen nach Nadjeshdowka, denn nicht nur in der Ukraine, sondern auch in der ganzen Sowjetischen Republik war das Leben schwer.

In Nadjeshdowka bekam jeder Arbeiter 200, später 500 g Brot pro Tag, und man zahlte die Löhne. In der Kantine kochte man einfache Mittagessen. Ein kleiner Laden wurde eröffnet mit den wichtigsten Lebensmitteln und Haushaltswaren. Die Post arbeitete.

Nach und nach gab es im Dorf technische Gerätschaften: den ersten Traktor brachte man aus Kiew; ein paar neue Lastwagen waren schon in der Produktionsgenossenschaft vorhanden. Der Auto- und Traktorpark vergrößerte sich dann mit jedem Jahr. Eine Schmiede wurde eröffnet und die Baubrigade begann ihre Arbeit. Weiterentwicklung des Dorfes.

Weiterentwicklung des Dorfes. Die neue Entwicklungsphase des Dorfes begann Ende 1950/Anfang 1960. In den Ort kamen verfolgte und rehabilitierte Familien sowie junge Familien auf Grund von Werbung. Sie brachten neue Kräfte und neue Ideen. Ende 1960 zählte man in Nadjeshdowka schon 210 Familien (1940 wurden 307 Personen umgesiedelt!). Zwei

bis vier Familien wohnten jetzt in den ehemals deutschen Häusern. Dazu wurden auch Nebenräume bewohnbar gemacht. An zwei Straßen wurden Häuser für die neuen Siedler erstellt.

Die Investitionen des Staates in die Landwirtschaft überschritten Ende der 50-er Jahre das Niveau der ersten fünf Jahre nach dem Krieg. Dies gab die Möglichkeit, den Arbeitern monatlich Löhne zu zahlen. In Nadjeshdowka wurde die Leistung der Arbeiter der Weinbrigaden wie folgt bezahlt:

- für 250 beschnittene Weinstöcke der niedrigen Klasse bekam der Arbeiter 8 Rubel 13 Kopeken, für die der hohen Klasse 11 Rubel 13 Kopeken.
- Die Besten im Wettbewerbskampf verdienten 100 bis 120 Rubel im Monat. Damals war das ein guter Lohn. Außerdem brachte man den Arbeitern warmes Mittagessen auf die Felder, und denen, die nicht essen wollten, gab man in der Speisegaststätte der Sowchose ein Pfund Brot.

„Champagne der Ukraine“. Die Genossenschaft „Champagne der Ukraine“ wird nicht „sonst Weinsowchose“ genannt. Spezialität ist die Züchtung, der Anbau und die Verarbeitung der Weintrauben für die Weinproduktion und die Weinmaische für Cognac- bzw. Sektherstellung.

Seit 1945 arbeitet im Dorf eine kleine Weinkellerei, die für die Annahme und die Verarbeitung der Weintrauben zu Wein verantwortlich ist.

Alle Arbeiten wurden manuell ausgeführt. Man erntete die Weintrauben in Körben und schüttete sie in Holzbottiche. Die Verarbeitung erfolgte ebenfalls manuell mit Raspeln und Handpressen. Später – seit 1948 – wurden einige Arbeitsgänge bei der Weinherstellung mit Hilfe von Elektrizität (Dieselgeneratoren) erledigt. Der Wein wurde in großen Holzfässern in einem Zentralmagazin gelagert. Es gab strenge Gesetze bezüglich der Herstellung, Lagerung und Verwendung des Weines. Der Lagerverwalter konnte den Wein nur mit einem Lieferschein, der vom Direktor unterschrieben war, ausgeben. Mit jedem Jahr wurden die Prozesse der Weintraubenverarbeitung und der Weinherstellung verbessert bzw. weiterentwickelt.

Heute ist die Weinbaugenossenschaft das größte Unternehmen im Dorf. Schwerpunkte sind die Herstellung von Weinmaische, Sorten-, Süß- und trockenen Weinen. Man kennt und schätzt die Erzeugnisse des Weinbaubetriebs „Champagne der Ukraine“ in vielen Regionen der Ukraine und der GUS-Staaten.

Fortsetzung in der nächsten Ausgabe

Reisebericht über die Polenreise der Bessarabiendeutschen vom 3. bis 9.5.2009

Zum 14. Male organisierte Herr Dr. h.c. Edwin Kelm vom 3. bis 9.5.2009 für seine bessarabiendeutschen Landsleute eine Reise ins Warthegau und nach Westpreußen, wo viele Deutsche nach der Umsiedlung aus Bessarabien für eine kurze Zeitspanne von etwa viereinhalb Jahren eine zweite Heimat fanden, bis dann 1945 die Flucht vor der anrückenden russischen Armee ergriffen werden musste. Von den 44 Reiseteilnehmern waren 6 in Polen in dieser Zeit geboren, einige ältere Landsleute waren zum wiederholten Male dabei.

Nach langer Busreise von Stuttgart über Nürnberg, Berlin, Frankfurt/Oder kam man abends gegen 22 Uhr in den Ferienbungalows in Slesin an und nach einem Abendessen begaben sich alle erschöpft zu Bett.



Unsere Reisegruppe vor der Heimfahrt in der Ferienanlage in Slesin.

Am ersten Morgen stand bei einem reichhaltigen Frühstück das gegenseitige Kennenlernen auf dem Programm und nach einem Gebet und dem Dank an unseren Schöpfer für die gute Anreise und den sonnigen neuen Tag geleitete uns Herr Kelm zu dem auf seine Initiative hin 1997 errichteten Gedenk- und Friedenskreuz in einem Waldstück bei Slesin. Bewegt erzählte Herr Kelm die große Tragödie, die sich hier gegen Ende des Zweiten Weltkrieges abspielte, wo sein Vater vor seinen Augen ums Leben kam und mit ihm 316 weitere auf der Flucht Getötete ihre letzte Ruhestätte fanden. Ergriffen und schweigend verließen wir nach einer Kranzniederlegung und einem Gebet diesen Ort in der Hoffnung auf weitere Versöhnung und eine bessere, dauerhaft friedliche Zukunft.

Am Nachmittag ging es mit dem Bus nach Lichen, der berühmtesten Pilgerstätte nach Czestochowa und dem inzwischen meist besuchten Wallfahrtsort der Polen mit zwei imposanten Gotteshäusern. In der alten neugotischen Kirche der hl. Dorothea wird das Gnadenbildnis der Muttergottes von Lichen aus dem 18. Jhd. aufbewahrt. Nicht weit davon eine steinerne Golgatha mit Kreuzweg, Park mit Denkmälern und Kapellen. Herausragend das zweite Sanktuarium, es ist das jüngste mit Spendengeldern erbaute (1997 fertiggestellt) und zugleich größte Gotteshaus Polens.

Die fünfschiffige Basilika, die mit ihrer Gestalt an frühchristliche Gotteshäuser anknüpft, besitzt mit 128 m den höchsten Kirchturm Polens und kann 7 000 Personen gleichzeitig aufnehmen.

Voller Erwartung und Spannung ging es am folgenden Tag mit dem Bus nach Thorn und Bromberg, wo einige den Bus verließen und mit Taxis in ihre Geburtsorte und ehemalige Ansiedlungen weiterreisten. Schon beim Überqueren der Weichsel zeigte sich die Altstadt von Thorn wie eine Festung. Das historische Altstadtensemble mit seiner originalen mittelalterlichen Anlage wurde von der UNESCO zum Weltkulturerbe erhoben. Die Geburtsstadt von Nikolaus Kopernikus ist die an gotischen Bauwerken reichste Stadt Polens. Besonders hervorzuheben sind das Altstädtische Rathaus mit Aussichtsturm, das Kopernikus- und das Flößerdenkmal, das Geburtshaus von Kopernikus, Stadtmauer und -tore, die Ruine der Ordensburg und der Schiefe Turm.

Bromberg dagegen ist eine wenig ansehnliche Industriestadt. Ohne längeren Aufenthalt bestiegen einige der Reiseteilnehmer die dort wartenden Taxis.

An dieser Stelle möchte ich nun meine ganz persönlichen Erlebnisse einfließen lassen. Als ich mit meiner Frau, einem Cousin mit seiner Frau und einer weiteren Cousine den Kleinbus bestieg, war ich mir nicht sicher, ob ich meinem Geburtsort Streudorf, heute Podolin, finden würde, denn erst nach längeren Recherchen konnte ich über den Bessarabiendeutschen Verein, über das Statistische Landesamt und den Kirchlichen Suchdienst die polnische Bezeichnung für die Ortsgemeinde Schwertburg (Golancz) und den Landkreis Eichenbrück (Wągrowiec) ausfindig machen. So blieben bis zum Schluss gewisse Zweifel, ob die in Deutschland erhaltenen Auskünfte überhaupt zutreffend waren. Also beschlossen wir zunächst mit dem Kleinbus nach Schwertburg zu fahren und nach meiner Geburtsurkunde zu forschen. Ich wurde im Juli 1944 in Streudorf geboren, nachdem mein Vater bereits im Januar 1944 in Stalingrad gefallen war. Unser Chauffeur, der leider kein Deutsch sprach, steuerte zielsicher das Rathaus an und gemeinsam betraten wir zu sechst einen kleinen Büroraum. Ich streckte dem jungen Beamten einen Zettel hin, auf diesem Stand mein Name, mein Geburtsdatum und in polnischer Sprache das Wort „Geburtsurkunde“. Der junge Mann bat uns sehr freundlich, Platz zu nehmen, er erhob sich von seinem Bürostuhl, ging auf einen Büroschrank zu, entnahm dort ein dickes Buch mit der Aufschrift 1944 und blätterte die Seite 7 auf. Dort standen auf zwei Seiten die Namen meiner Eltern, ihr Hochzeitstag, der Zeitpunkt meiner Geburt in einem Haus in der kleinen Streusiedlung „Streudorf“, beurkundet von einer deutschen Hebamme, Marie Birnbaum, und diverse andere Daten. Ich war so ergriffen und sprachlos, las mehrfach die Zeilen und starrte auf das Dokument. Der Beamte muss meine Gefühlserregung bemerkt haben, nach einigen Minuten fragte er „Kopie?“. Ich nickte nur, und als er mir die Kopie angefertigt hatte, wollte ich ihm 10 € geben, er wehrte ab und lächelte. Ich hatte das Gefühl einen netten Menschen getroffen zu haben, der selbst glücklich war, dass er mir helfen konnte; und ich fragte mich, wie wohl ein Beamter einer deutschen Kommune auf so einen „Überfall“ reagiert hätte. Nun war ich mir sicher, dass ich meinen Geburtsort und eventuell auch mein Geburtshaus finden würde. Dort angekommen, zeigte

sich der Ort wie es seinem Namen entsprach als Streusiedlung. 12 bis 15 Höfe lagen verstreut in der Landschaft in einem mehr oder weniger guten Zustand. Wir versuchten jemand am Ort zu finden, der eventuell ein wenig deutsch sprach. Unser Chauffeur hatte anhand meiner Geburtsurkunde begriffen, was wir nun suchten. Wir trafen einen älteren Herrn auf der Straße, er zeigte uns ein Haus, wo nach seinem Wissen noch eine ehemalige Deutsche mit Namen Katharina Kubisch lebte. Wir klingelten gespannt an der Tür und ein Herr um die 60 öffnete uns. Aus seinen Worten und Gesten konnten wir entnehmen, dass die Dame vor einigen Monaten weiter weg in ein Altersheim gebracht wurde. So blieb mir nichts anderes übrig, als alle Höfe zu filmen und zu fotografieren, um vielleicht zu Hause anhand einiger älteren Fotografien doch noch den Hof meiner Großeltern und Eltern erkennen zu können.

Am anderen Morgen fuhren wir mit einem Kleinbus von Slesin aus zum Geburtsort meiner Cousine und meines Cousins. Hier hatten wir es einfacher. Mein Cousin hat auf einer früheren Polen - Reise mit seinem Sohn schon alles erkundet und so konnte er uns das Dorf, das Wohnhaus, die Hofstelle und eine hölzerne Kirche, in der beide getauft wurden, zeigen.

Wir trafen den heutigen Hofbesitzer, der holte seine Mutter und die Tochter aus dem Haus, die beide ein wenig deutsch sprachen und verstanden. Die Mutter bestätigte, dass der Ort während des Krieges von Deutschen bewohnt war, aber an Namen konnte sie sich nicht mehr erinnern. Nachmittags fuhr die gesamte Reisegruppe nach Konin, wo wir eine gotische Kirche besichtigten und die Ehefrau eines evangelischen Pfarrers, die gut deutsch sprach, erläuterte uns die Kirche, das Leben in Polen und der evangelischen Minderheiten und Kirchengemeinden.

Am vierten Tag besuchten wir Lodz (Litzmannstadt). Unsere Reiseführerin zeigte uns zunächst die älteste evangelische Kirche in Lodz und anschließend ein einzigartiges FabrikResidenz-Ensemble. Lodz mit 800 000 Einwohnern, heute die zweitgrößte Stadt Polens, erreichte zu Beginn des 19. Jhds. eine einmalige Blütezeit. 1820 fand eine Industrialisierungskampagne statt. In dem russisch besetzten Lodz gründeten deutsche Weber, Spinner und Färber die erste Textilmanufaktur. Dominierend sind 1841 deutsche Fabrikanten, wie Ludwig Geyer, Ludwig Grohmann, Johann Gottlieb Eisert, Karl Schreiber. Schreibers Unternehmen war eine Stadt für sich. Neben Deutschen gaben jüdische Geschäftsleute der Stadt ihr Gepräge. Erwähnt sei nur Izrael Poznanski und sein Stadtpalast. 1945 waren ein Drittel der Bevölkerung von Lodz Juden,

ein Viertel Deutsche. Leidvolles musste die Juden in der Hitler-Diktatur erfahren. Sie wurden in ein Ghetto gesperrt, und Tausende wurden vom Bahnhof Radegast in die Vernichtungslager Auschwitz, Birkenau, Groß-Rosen gebracht. Die ehemaligen Fabrikresidenzen sind heute größtenteils Museen, in den Werkshallen sind in der Manufaktura riesige Einkaufsläden untergebracht, und mit der Piotrkowska besitzt Lodz die längste Shoppingmeile und Hauptflanierstraße Europas.

Nächstes Ziel anderntags war Posen. Die schreckliche Vergangenheit holte uns wieder ein, als wir den Soldatenfriedhof besuchten, auf dem etwa 5000 deutsche Soldaten, aber auch polnische und russische Soldaten ihre letzte Ruhestätte fanden. Die Namen der dort ruhenden Soldaten sind alle in Granitstein eingraviert.

Die Stimmung heiterte sich wieder auf, als wir in die Innenstadt von Posen, der Stadt an der Warthe, gelangten. Posen zählt heute etwa 570 000 Einwohner, war 968 Bischofssitz, bis ins 14. Jhd. Residenzstadt polnischer Fürsten, 1793 – 1920 preußisch und 1939 bis 1945 Hauptstadt des Warthegaus. Besondere Attraktionen sind der malerische Alte Marktplatz mit Rathaus und die wunderbar restaurierten Häuser rund um den Markt.

Ein weiterer Höhepunkt erwartete uns am Nachmittag beim Besuch der Stadt Gnesen. Gnesen wurde im Jahre 1 000 zum Erzbistum erhoben und wurde so zum geistlichen Mittelpunkt Polens und zugleich zur Wiege des polnischen Staates. Der Kirchenbau, eine mächtige, dreischiffige Basilika, liegt auf einem Hügel über der Stadt und ist reich mit herausragenden Kunstschätzen ausgestattet. Im Altarraum, unter einem von vier vergoldeten, gedrehten Säulen getragenen goldenen Baldachin, befindet sich das größte Heiligtum, die Reliquien des heiligen

Adalbert in einem silbernen Sarkophag aus dem 17. Jh., auf einem Podest, so dass es immer im Blickfeld der Gläubigen ist die sich hier versammeln. Adalbert, zuvor Bischof von Prag, hatte sich mit Bewilligung des Papstes und des Polenherzogs Boleslaw Chrobry („der Tapfere“) der Heidenmission zugewandt, wurde aber schon 997 von den heidnischen Pruzzen erschlagen. Der Herzog löste den Leichnam aus und überführte ihn nach Gnesen. Der Begräbnisort des Heiligen wurde zum Erzbistum erklärt, dem die Bistümer Kolberg, Krakau und Breslau unterstellt waren. Obgleich Gnesen seine damals herausragende Stellung später an Posen und Krakau verlor, ist die Erinnerung an den dortigen Ursprung von Religiosität und Staatlichkeit Polens bis heute lebendig geblieben. Leider konnten wir den wertvollsten Kunstschatz der Kirche, die romanische Bronzetür aus der Hälfte des 12. Jh. mit der Darstellung von Szenen aus dem Leben des heiligen Adalbert, nicht ansehen; der Zugang war bei unserer Ankunft bereits abgesperrt. Am anderen Morgen traten wir schon früh die Heimreise an. Abends im Quartier und während der gesamten Heimreise gab es viel zu erzählen, viele neue Freundschaften und Bekanntschaften wurden geschlossen und der Verein der Bessarabiendeutschen konnte fünf neue Mitglieder gewinnen. Und noch ein Letztes muss erwähnt werden. Die negativen Vorurteile über das polnische Volk entstammen Nazi-Parolen. Das Land ist sauber und in einem großen Aufschwung. Überall werden Straßen und schöne Wohn- und Geschäftshäuser gebaut und die Menschen, die wir kennen gelernt haben, sind sehr aufgeschlossen und freundlich. Polen ist immer eine Reise wert und mein nächster Besuch gilt den Masuren.

Text/Foto: Gerhard Aldinger

SPENDEN BESSARABIENDEUTSCHER VEREIN

Geschäftsstelle

Bartels, Renate, Staffhorst, 35 € – Berg, Martin, Heilbronn, 10 € – Matt, Horst, Wendlingen, 100 € – Rauser, Emil, Gransee, 20 €

Heimatmuseum

Hasenfuß, Karl Friedrich, Bremervörde, 42,50 € – Weber, Anna, Benningen, 3 €

Heimathaus

Kelm, Eleonore, Leutershausen, 50 € – Knöller, Herbert, Steinheim, 50 €

Allgemeine Spende Verein

Baumann, Erika, Massenbachhausen, 50 € – Gäßler, Oskar, Bad Soden, 50 € – Heimsoth, Charlotte, Kirchlinteln, 20 € – Kämmler, Grete, Heilbronn, 50 € – Krinke, Michaela, Rehbürg-Loccum, 10 € – Lücke, Wilhelm,

Dieckholzen, 100 € – Mogck, Hugo, Mülheim, 40 € – Müller, Aline, Winnenden, 14 € – Stoik, Eva, Stuttgart, 30 € – Weiß, Albert, Altenriet, 40 €

Heimatgemeinde Alt-Posttal

Thurau, Anna, Bad Nenndorf, 100 €

Heimatgemeinde Annowka

Eberle, Alfred, Bernstadt, 50 €

Heimatgemeinde Eichendorf

Fälchle, Egon, Schwaikheim, 500 €

Heimatgemeinde Hoffnungsfeld

Vossler, Günther, Marbach, 1500 € – Vossler, Günther, Marbach, 400 € – Hablitzel, Herbert, Böblingen, 600 €

Heimatgemeinde Hoffnungstal

Grosser, Torsten, Ganzlin, 33 €

Heimatgemeinde Lichtental

Eigenbrodt, Johanna, Illingen, 50 € – Gall, Johannes, Neresheim, 50 €

Heimatgemeinde Sofiewka

Necker-Eberhardt, Elvire, KANADA, 304,90 €

Familienkunde

Flaig, Elfriede, 40 € – Flügel, Helga, Hildesheim, 50 € – Göhner, Edmund, Hohen Neuendorf, 100 € – Heer, Gerhard, Leonberg, 50 € – Issler, Regina, Schwaigern, 60 € – Krull, Margit, Adelebsen, 300 € – Lindemann, Helmut, Erdmannhausen, 100 € – Schray, Helmine, Wendlingen, 50 € – Volk, Monika, Mannheim, 50 € – Weinhold, Brigitte, Rathenow, 30 € – Makowe, Christian, Mönchweiler, 10 €

Waisenh. Akkerman, Kinderh. Friedenstal anl. 80. Geburtstag Dr. Kelm

Adolf, Hugo, Eberstadt, 100 € – Arlt, Gotthilf, Neuenstadt, 70 € – Baum, Leonide, Gadebusch, 150 € – Becker, Klara, Sachsenheim, 200 € – Benninger, Edgar, Bietigheim-Bissingen, 200 € – Bogert, Berti, Weißbach, 50 € – Braun, Hilde, 30 € – Bross, Gertrud, 50 € – Buchfink, Adolf, Aspach, 50 € – Büchle, Fritz, 20 € – Caspelherr, R., 100 € – Däuble, Erwin, 100 € – Dermann, Martin, Ingersheim, 200 € – Doth, Michael, 50 € – Dr. Gottwald, A., 50 € – Dyck, Else, 100 € – Eberle, Alfred, Bernstadt, 200 € – Eberle, Siegfried, Weidenstetten, 50 € – Fälchle, Egon, Schwaikheim, 200 € – Fieß, Heinz, Göppingen, 70 € – Frick, Erna, Oberstenfeld, 30 € – Frömmrich, Herbert, Ingersheim, 50 € – Frömmrich, Oskar, Ludwigsburg, 80 € – Geiger, Jürgen, 30 € – Geiger, Waltraud, Tamm, 50 € – Götz, Hilma, Sersheim, 70 € – Haberer, Waltraud, Karlsruhe, 100 € – Hablitzel, Herbert, Böblingen, 200 € – Hartmann, Woldemar, Löchgau, 100 € – Huber, Armin, 50 € – Isert, Ingo Rüdiger, Bietigheim-Bissingen, 100 € – Jahnke, Siegfried,

200 € – Jäkel, Bernhard, Vaihingen, 50 € – Janke, Werner, Tamm, 50 € – Kalisch, Alwin, Knittlingen, 50 € – Kelm, Edmund, Möglingen, 50 € – Kerbel, Andreas, 40 € – Knöll, Hugo, Esslingen, 100 € – Knopp-Rüb, Gertrud, Stuttgart, 50 € – Knospe, Manfred, 50 € – Kramer, Heinz, 50 € – Krause, Albert, Möglingen, 100 € – Lingenmaier, K.-Heinz, 40 € – Lust, Kuno, Esslingen, 50 € – Maier, Irma, Ludwigsburg, 50 € – Martin, Amalie, 50 € – Mäule, Helmut, Ludwigsburg, 200 € – Mayer, Erwin, Wendlingen, 50 € – Netsch, Lore, Möglingen, 150 € – Neubert, Karl-Heinz, 200 € – Ost, Wiegand, Neckarwestheim, 100 € – Reich, Ella, Großbottwar, 50 € – Reichert, Doris, 100 € – Reichert, Manfred, 100 € – Romppel, Edgar, Markgröningen, 100 € – Ross, Edmund, Ludwigsburg, 50 € – Roßkopf, Hedi, Freiberg, 300 € – Roth, Paul, Kirchberg, 100 € – Rüger, Gerhard, 50 € – Rüger, Manuela, 50 € – Schäfer, Rudolf, Balingen, 100 € – Schäfer, Werner, Bempflingen, 100 € – Scheffbuch, R., 100 € – Schlotz, Wolfgang, 40 € – Schöck, Anna, 50 € – Schöck, Bernhard, Ludwigsburg, 50 € – Schöck, Paul, Ludwigsburg, 50 € – Schüler, Ottomar, Ludwigsburg, 50 € – Schwabe, Hartmut, Bernstadt, 200 € – Schwandt, Bruno, Wallhausen, 80 € – Stadel, Edwin, Marbach, 50 € – Stuber, Alwin, Heubach, 150 € – Suckut, Reinhold, Vaihingen, 50 € – Vömel, Paul, 50 € – Vossler, Günther, Marbach, 200 € – Walker, Hildegard, 50 € – Walter, Wolfgang, 100 € – Weingärtner, Ernst, Aspach, 50 € – Weiß, Charlotte, Neuenstadt, 30 € – Weiss, Werner, 50 € – Wenrich, Heinz, 50 € – Westermann, Gerhard, 50 € – Widmer, Elfriede, 30 € – Willging, Norbert, Wiernsheim, 150 €

Lobe den Herrn, meine Seele,
und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat. Ps. 103,2

Unsere Mutter, Ella Buchwitz geb. Flato, feiert ihren 85. Geburtstag



Am 8. September 1924 wurde sie in Manukbejewka in eine große Familie hineingeboren mit dem Vater Otto Flato und der Mutter Emilie, geb. Haase. Die Eltern stammten aus Kulm; die Familie ist nach Leipzig gezogen, als Ella 8 Jahre alt war.

Nach Umsiedlung, Krieg und Flucht lebte und arbeitete sie einige Jahre in der Nähe von Alsfeld in Hessen. Von dort holte sie ihr späterer Mann, Johann Buchwitz aus Leipzig, nach Franzenburg, heute Cuxhaven, in Norddeutschland, wo sie 1950 heirateten.

Hobby und Beruf wurden ihr großer Garten, dessen Produkte sie mit ihrem Mann auf dem Cuxhavener Wochenmarkt verkaufte. Viele Blumen hat sie gepflückt und gebunden und damit vielen Menschen Freude gemacht.

Unsere Mutter ist eine Bessarabierin geblieben, mit viel Arbeit, Strudeln in der Küche und regem Kontakt mit ihren vielen Verwandten und anderen Bessarabiendeutschen. So hat sie auch einige Reisen zu Verwandten in die USA gemacht und mehrmals ihre alte Heimat besucht.

Seit 15 Jahren ist unsere Mutter Witwe und lebt alleine und noch selbständig in ihrem Häuschen in Franzenburg, wo sie gerne Besuch von Kindern, Enkeln, Verwandten und Nachbarn hat.

Zum Geburtstag gratulieren ganz herzlich
und wünschen Gottes Segen
die Söhne Manfred und Meinhard Buchwitz mit Familien.

Nach einem erfüllten Leben entschlief meine Schwester
und unsere Tante

Erna Beutin geb. Traub

* 15.4.1929 in Gnadental

† 11.8.2009 in Lenzen

In stiller Trauer nehmen Abschied

Deine Schwester Anna

Dein Neffe Walter und Familie

Dein Neffe Albert und Lebensgefährtin

Deine Nichte Cornelia und Familie

Auf Wunsch der Verstorbenen fand die Beisetzung in aller
Stille statt.

Und meine Seele breitet weit ihre Flügel aus,
flog durch die stillen Lande, als flöge sie nach Haus.

Nachruf

Jakob Seefried

* 01.12.1926

Strymbeni

† 16.01.2009

Duisburg



Lilly Seefried

geb. Leimert

* 16.06.1925

Neu-Sarata

† 27.02.2009

Duisburg

In großer Dankbarkeit und tiefer Trauer
Eure Kinder

Helga Brauner
geb. Seefried

Helmut Seefried

mit Familien

*Wo Hoffnung ist, lassen sich Felsen verrücken.
Wo Liebe ist, wachsen Wunder.
Wo Glaube ist, trägt das Meer.*



Nach einem erfüllten Leben entschlief sanft unsere liebe Schwester, Tante und Schwägerin

Berta Sackmann

* 1. Mai 1920 in Kurudschika
† 9. Juli 2009 in Witten

Dankbar nehmen wir von dir Abschied.

Oskar und Magdalena Quellmann, geb. Sackmann
Fam. Reinhard Quellmann
Manfred Quellmann
Elsa Walmichrath, geb. Sackmann
Edmund, Ilse und Erika Sackmann

Die Trauerfeier fand am 14. Juli 2009 in Witten statt.

Nach längerer Krankheit entschlief unser lieber Bruder, Schwager und Onkel

Artur Sackmann

* 1. Oktober 1926 in Kurudschika
† 26. Juli 2009 in Witten

Möge er in Frieden ruhen.

Oskar und Magdalena Quellmann, geb. Sackmann
Fam. Reinhard Quellmann
Manfred Quellmann
Edmund, Ilse und Erika Sackmann



*Du siehst den Garten nicht mehr grünen,
in dem du einst so froh geschaffst,
siehst deine Blumen nicht mehr blühen,
weil dir der Tod nahm deine Kraft.
Was du an Liebe uns gegeben,
dafür ist jeder Dank zu klein.
Was wir an dir verloren haben,
das wissen wir nur ganz allein.*

Klara Steinke

* 24. Oktober 1912 † 2. Juli 2009
geboren in Teplitz (Bessarabien)

In Stärke und Gelassenheit in ihrem Glauben starb unsere liebe Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma.

Rosalinde und Hans Becker
Dr. Dieter und Helga Steinke
Enkel und Urenkel

46519 Alpen, Ulrichstraße 65
85591 Vaterstetten, Lerchenweg 13

Die Trauerfeier fand am 7. Juli 2009 in der Friedhofshalle Alpen statt.

Wir trauern um

Emil Weingärtner

* 3. Februar 1922 in Teplitz / Bessarabien
† 3. Juni 2009 in Bury St. Edmunds / England

Traueradresse: Albert Weingärtner
Pfarrgartenstraße 10, 71737 Kirchberg/Murr
Telefon 07144 – 37568

*Wenn die Kraft versiegt und zu Ende geht,
die Sonne nicht mehr wärmt,
dann ist der ewige Friede eine Erlösung.*

Nachruf für Rosa Gebhardt

In tiefer Trauer nahmen wir Abschied von unserer herzenguten Frau, Mutter und Oma Rosa Gebhardt geb. Vöhringer. Sie ist am 28. 9.1919 geboren und am 30. 6.2009 gestorben.

Ihr Leben war Liebe und Fürsorge für die ganze Familie und alle, die sie kannten. Sie fehlt uns sehr.

Die Kirchengemeinde Schlierbach sagte zum Tod von Frau Gebhardt: „Es sprach allen, die sie kannten, aus dem Herzen, dass wir bei der Beerdigung das Lied „Nun danket alle Gott“ sangen. Wer sie kannte, wird dankbare Erinnerungen an sie haben. Bis ins hohe Alter war sie eine geschätzte Mitarbeiterin, sowohl im Altenkreis als auch beim Alternachmittag, bei der Diakonie und beim Begräbnischor. Ihre liebe, freundliche Art, verbunden mit allem Fleiß, ihre Großzügigkeit, ihr Zuhörenkönnen, dies alles und noch viel mehr war ein großes Geschenk, für das wir dankbar sind.“

Traugott Gebhardt, Manfred Gebhardt mit Angelika und Alexander, Heidrun Frieß mit Jörg und Michael



Egon Schlechter

* 14. Mai 1936 Kurudschika/Bessarabien
+ 11. September 2009 Stubben b. Bremerhaven

Seine Eltern waren Christian Schlechter aus Plotzk und Susanna S. geb. Buchwitz aus Leipzig/Bess.

Deine Kinder und Enkel:
Susanne, Hans-Joachim, Christina,
Pia, Jan, Finn

Gewinnauslosung

Im Juni dieses Jahres haben wir von unserer Geschäftsstelle aus darum gebeten, uns die Heimat- bzw. Bezugsorte in Bessarabien sowie einige Adressauskünfte mitzuteilen. Darin war auch die Bitte enthalten, uns die E-Mail Adressen mitzuteilen, damit wir schneller und einfacher miteinander korrespondieren können.



v.l.n.r.: Mariana Stamatovici, Buchhaltung, Johanna Eigenbrodt, Sekretariat Heimatmuseum, Claudia Schneider, Sekretariat Geschäftsstelle.

Die Heimat- bzw. Bezugsorte in unserer alten Heimat Bessarabien und Dobrudscha erfassen wir in unseren Dateien. Damit haben wir zukünftig die Möglichkeit, auch gezielte Einladungen und Informationen bei Heimatgemeindevoranstaltungen oder Festtagen an die dabei anzusprechenden Personen weiterzugeben. Wir beobachten in den letzten Jahren ein zunehmendes Interesse an den Orten in Bessarabien und der Dobrudscha, vor allem an den nachwachsenden Generationen, für die solche Informationen oft der einzige Weg sind, von solchen Veranstaltungen zu erfahren.

Die 30 Buchpreise gingen an:

Gaier	Dieter	Springe
Nagel	Matthias	Bornitz
Pressler	Klaus	Rot am See
Schmidt	Edgar	Ilsfeld
Döberitz	Maria	Hönow
Ebel	Annette	Oetzen
Flor	Angelika	Hanerau- Hademarschen
Loy	Wilma	Abenberg
Marquart	Herbert	Mannheim
Stani	Erna	Uhingen
Werl	Bettina	Boßdorf
Raab	Barbara	Cappeln
Weiß	Ursula	Boren
Raupp	Peter	Rottendorf
Fellerer	Hilde	Regensburg
Deventer	Karlheinz	Hamburg
Bierwag	Anke	Brackel
Burghardt	Bernd	Moers
Hein	Ella	Leonberg
Steller	Walli	Wolfen
Keller	Hans	Potsdam
Nägele	Wilma	Niederstetten
Laib	Herbert	Leipzig
Herrmann	Hildegard	Meiningen
Haug	Rita	Loßburg
Sawall	Wilfried	Duisburg
Schlechter	Viktor	Buchholz
Schmidt	Emil	Dingolfing
Schon	Rosemarie	Hamdorf
Rösner	Woldemar	Velbert

Du wirst in unseren Herzen sein.



Wir trauern um

Klara Kalmbach geb. Sandau

* 09. August 1918 in Katzbach

† 20. August 2009

Im Namen aller Angehörigen
Falk Kalmbach

Elze, Wedemark

Für die Rückgabe der Antwortkarten mit den gewünschten Daten bis zum 30.8.2009 haben wir eine Verlosung versprochen. Unsere Damen in der Geschäftsstelle und dem Heimatmuseum im Haus der Bessarabiendeutschen, Frau Stamatovici, Frau Eigenbrodt und Frau Schneider haben die Glücksgöttinnen gespielt und aus über 700 Einsendungen die Gewinner gezogen.

Den ersten Preis, eine einwöchige Flugreise nach Bessarabien (gestiftet von Dr. h. c. Kelm), hat Herr Horst E. Isert aus Karlsruhe gewonnen.

Wir gratulieren allen Gewinnern recht herzlich. An der weiteren Vervollständigung unserer Daten sind wir auch in Zukunft stark interessiert und danken allen, die uns die Antwortkarten oder ein entsprechendes Mail noch zukommen lassen.

Werner Schäfer, Bundesgeschäftsführer

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Ingo Rüdiger Isert, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20

Redaktionsteam:

David Aippersbach, Telefon (0 53 23) 98 29 06 (Schriftleitung)
Arnulf Baumann, Telefon (0 53 61) 7 16 03 (Kirchliches Leben)
Heinz Fieß, Telefon (0 71 65) 13 82

Anschrift für Vertrieb (Bestellung, Kündigung, Adressänderung und **Redaktion** (Zusendung von Anzeigen, Beiträgen usw.): Geschäftsstelle Nord, Bleekstraße 20, 30559 Hannover, Telefon (05 11) 9 52 39 30, Fax (05 11) 9 52 45 58, Email: bessarabien-nord.1@arcor.de; Internet: www.bessarabien.de
Kündigung 4 Wochen zum 30. Juni und 31. Dezember des laufenden Jahres möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Geschäftsstelle Nord zu erhalten.

Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Druck: Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen
Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 35,- EUR, zusammen mit dem Mitgliedsbeitrag für den Bessarabiendeutschen Verein sind es 40,- EUR
Mehrpreis für Auslandsversand: Landweg 3,- EUR, Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, BLZ: 600 501 01, Konto-Nr. 128 70 42